UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
BOOKSTACKS

# Chinesische Skizzen

von


## Herbert A. Giles,

Englischer Consularbeamter in China.


In's Deutsche übertragen

von


## W. Schlösser.


Neue Ausgabe.


Berlin, 1880.

J. A. Wohlgemuth's Verlagsbuchhandlung
(Max Herbig).

915.10435
G392c:G
1880

# Vorrede.

Einige von den folgenden Skizzen, die ihre Entstehung meinen häufigen Streifereien durch die chinesischen Städte verdanken, wurden für meinen Freund Herrn F. H. Balfour in Schangai geschrieben und von ihm im Celestial empire veröffentlicht. Diese sind von neuem durchgesehen und zum Theil umgearbeitet; andere erscheinen hier zum ersten Male.

Man scheint jetzt allgemein zu glauben, daß die Chinesen als Nation eine unmoralische, tiefstehende Rasse seien, unehrlich, grausam und in jeder Beziehung verderbt; daß das Opium, ein schrecklicheres Gift als Schnaps, entsetzliche Verheerungen unter ihnen anrichte, und daß nur die Verbreitung des Christenthums das Reich von schnellem und allgemeinem Verfall retten könne. Eine achtjährige Erfahrung hat mich gelehrt, daß die Chinesen bei allen ihren Fehlern, ein schwer arbeitendes, nüchternes und glückliches Volk sind und eine Zwischenstufe zwischen dem Reichthum und der Cultur einerseits, dem Laster und der Armuth des Westens andererseits einnehmen.

Herbert A. Giles.

28 Ja 49 g. Simon Litman

# Inhaltsverzeichniß.


| | Seite |
|---|---|
| Aberglaube | 122 |
| Achtung vor den Schriftzeichen | 117 |
| Advokaten | 97 |
| Alter | 21, 87 |
| Asyle | 172 |
| Audienz | 4 |
| Bambusstrafe | 175, 176 u. ff. |
| Begräbnisse | 225 |
| Besuche zu Neujahr | 136 |
| Blitz | 129 |
| Briefträger | 75, 76 |
| Brunnen, Schlechte Luft in | 54 |
| Buddhistische Priester | 112 |
| Buddhismus | 122 |
| Christenthum | 255 |
| Confucianismus | 259 |
| Confucius als Lügner | 165 |
| Diebstahl | 152 |
| Diner, Ein | 199 |
| Domino | 93 |
| Donner | 129 |
| Donnergott | 130 |
| Eid | 109, 166 |
| Eisenbahnen | 191 |
| Elternliebe | 84, 206 |
| Erde, Gestalt der | 128 |
| Esel | 75 |
| Ethnologie | 34 |
| Etikette | 18, 23 |
| Fêng-schui | 187 |
| Feuersbrunst, Mittel gegen | 53 |
| Finsternisse | 127 |
| Folter | 174 u. ff. |
| Gastthee | 21 |
| Gebet um Regen | 131 |
| Geister | 76, 125 |
| Geist des Heerdes | 142 |
| Geld | 193 |
| Geleiten von Reisenden | 77 |
| Geographie | 35 |
| Geomantie | 188 |
| Geschenke | 97, 134 |
| Gilden | 61 |
| Gläubiger u. Schuldner | 136 |
| Hagel | 129 |
| Hagelgott | 130 |
| Himmel | 128 |
| Irrenanstalten | 172 |
| Journalismus | 219 |
| Kank | 179 |
| Kalender, Chinesischer | 215 |
| Karten | 93 |
| Kataloge | 32 |

| | Seite |
|---|---|
| Kindermord | 205 |
| Krankheiten, Außerordentliche | 47, 51 |
| Langsamer Tod | 176 |
| Laternenfest | 139 |
| Laternenräthsel | 96 |
| Leichenschau | 230, 248 |
| Leihgesellschaften | 56 |
| Lilien, Goldene | 17 |
| Literatur | 28 u. ff. |
| Literatur, Pädagogische | 33 |
| Lügen | 159 |
| Medicin | 44, 50 |
| Mildthätigkeit | 153 |
| Missionen | 151 |
| Mohammedanismus | 122, 259 |
| Nachtmare | 251 |
| Naturerscheinungen | 127 |
| Neujahr, Feier des | 132 |
| Opium | 144 u. ff. |
| Pfandleiher | 68 |
| Polizei | 73, 141 |
| Postdienst | 74 |
| Prädestination | 214 |
| Räuber | 78 |
| Räthsel | 95 |
| Rechtswissenschaft | 97, 104 |
| Reisen | 210 |
| Särge | 226 |
| Sargmacher | 138 |
| Schach | 92 |
| Seekrankheit, Mittel gegen die | 53 |
| Selbstmord | 168, 172 |
| Shen-pao | 161 |
| Slang | 80 |
| Sonne u. Mond, Bruder von | 6 |
| Speise des Kaisers | 3 |
| Spiele | 92 |
| Staatsreligion | 122 |
| Stellung der Frauen | 13 |
| Taoismus | 122, 259 |
| Telegraphie | 191 |
| Teufel | 125 |
| Theater | 3 |
| Tod eines Kaisers | 1 |
| Vergiftung | 170 |
| Verbannung | 229 |
| Verhältniß der Töchter | 205 |
| Wahrsagen | 87 |
| Webstuhlfels | 212 |
| Wegelägerer | 77 |
| Wein | 202 |
| Zahnarzneikunst | 37 |
| Zeugen, Chinesische | 107, 110 |
| Zinsfuß | 56, 70 |
| Zoologie | 35 |

# Der Tod eines Kaisers.

Seine Kaiserliche Majestät Tsai-Schun, erwählt vom Himmel zum Herrscher über Alles innerhalb der vier Meere, starb Dienstag Abend den 13. Januar 1875 im Alter von achtzehn Jahren und neun Monaten. Fremden war er irrthümlich als Kaiser T'ung-Tschih bekannt; aber T'ung-Tschih war nur der Titel seiner Herrschaft, der deshalb angenommen wird, damit das Volk nicht einen Namen durch Aussprechen entweiht, den es nicht einmal schreiben darf*). Bis der neue Monarch, des verstorbenen Kaisers Cousin, gebührend auf den Thron gesetzt, war kein Wort über die Mauern des Palastes gedrungen. Denn wäre es bekannt geworden, daß das Staatsschiff

*) Entweder eins oder alle den Namen eines Kaisers zusammensetzende Zeichen werden durch Hinzufügung oder Auslassung eines oder mehrerer Theile verändert. Ebenso darf ein Kind nie den Namen seines Vaters schreiben oder sprechen; die Namen Confucius und Mencius sind allen verboten.

ohne Steuermann segelte, so hätten leicht gefährliche Gedanken auftauchen und es eine Beute des wilden Aufstandes, der Empörung und der gesetzlosen Revolution werden können. Die Thronbesteigung eines Kindes unter dem Titel Kuang Hsü wurde proklamirt, ehe es öffentlich bekannt gemacht wurde, daß sein Vorgänger gestorben war.

Von der persönlichen Geschichte des unglücklichen Fürsten, welcher starb als er in das Mannesalter trat und die wirkliche Regierung über vierhundert Millionen Menschen zu übernehmen im Begriff war, wissen wir so gut wie nichts. Der Antritt der Würde eines sinnlichen und verschwenderischen Vaters zog weder in China noch anderswo große Aufmerksamkeit auf sich und von jenem Zeitpunkte an bis zum Jahre 1872 war alles, was man von seiner Majestät hörte, daß er gute Fortschritte im Mantschu machte, oder auf eine Entfernung von fünfundzwanzig Schritt unter zehn Schüssen dreimal die Scheibe getroffen hätte. Er lernte reiten, wiewohl er bis zu seinem Todestage niemals an einer der großen Jagden theilgenommen hat, wie solche häufig von den früheren Kaisern der gegenwärtigen Dynastie abgehalten wurden. Er lernte chinesisch lesen und schreiben, obwohl die Fortschritte, die er in den Classikern machte, natürlich nur seinen Lehrern be-

kannt waren. Die Malerei soll die kaiserliche Lieblingsbeschäftigung gewesen sein, was ich dahin gestellt sein lasse; sicher ist aber, daß das Theater mehr als nöthig gepflegt wurde. Die Damen und Eunuchen des Palastes lieben es bekanntlich sehr einen Theil ihres langweiligen Daseins sich mit Ansehen der ernsthaften Mienen des Tragöden und dem Lachen über die platten Späße des gewöhnlichen Comödianten mit seiner komischen Stimme und seinem grotesk bemalten Gesichte, zu vertreiben.

Auf die, von dem Ceremonienbuche vorgeschriebenen Klänge hörend und in feierlicher einsamer Größe von den acht*) kostbaren Gerichten speisend, welche dem Herrscher besonders vorgesetzt werden, — verlebte Seine Majestät der Kaiser die Kindheit, bis er im Jahre 1872 die schöne A-lu-te heirathete und damit praktisch den Drachenthron seiner Vorfahren bestieg. Bis zu dieser Zeit hatten die Kaiserin-Witwen hinter einem Bambusschirm verborgen, mit den Mitgliedern des Geheimen Raths die Staatsgeschäfte geleitet, alle Staats-Dokumente mit der scharlachrothen Feder für und an Stelle des jungen Kaisers unterzeichnet, wahrscheinlich aber auch ohne die überflüssige

*) Diese sind: Bärenpfoten, Hirschschwänze, Entenzungen, Torpedorogen, Kameelhöcker, Affenlippen, Karpfenschwänze und Rindermark.

Formalität dabei zu beachten, ihn um seine Einwilligung zu fragen. Die Heirath des Kaisers von China schien das Volk aus seiner gewöhnlichen Apathie aufzurütteln; die Augen Europas richteten sich eine zeitlang auf das blumige Land und die Illustrated London News schickten mit anerkennenswerthem Eifer einen Specialcorrespondenten aus, dessen werthvolle Beiträge in dieser Zeitschrift eine immerwährende Erinnerung bleiben werden. Die Ceremonien waren jedoch kaum vorüber, als der bittere Tropfen in den kaiserlichen Kelch fiel: Barbaren kamen über das Meer und beanspruchten eine persönliche Zusammenkunft mit dem Herrscher über alles unter dem Himmel. Die Geschichte der ersten Audienz steht noch frisch in unserem Gedächtniß; jene bei jeder Gelegenheit von widerspenstigen Staatsmännern erhobenen Bedenken; die immer wieder erneuten Etikette und Vorrangfragen, bis endlich der Kotau triumphirend zurückgewiesen und fünf Verbeugungen an seiner Stelle festgesetzt wurden. Jedermann sah den kurzen Abschnitt in der Peking Gazette, daß an dem und dem Tage und zu der und der Stunde die fremden Gesandten zu einer Audienz beim Kaiser zugelassen würden. Wir lachten alle über die alberne Geschichte, welche die Chinesen bis in jeden Winkel des Reichs verbreiteten: „der englische Minister war vor Schreck in die Knie gesunken,

als ihm seine gefährliche Forderung zugestanden war; in Schweiß gebadet war er dicht vor dem Kaiser niedergefallen, und der erhabene Fürst, der ihn eingeführt, hatte ihn wegen seiner Feigheit gescholten und mit dem verächtlichen Schimpfnamen „Hühnchenfeder" beehrt."

Später, im Frühling 1874, machte der verstorbene Kaiser seine große Pilgerfahrt um an den Gräbern seiner Vorfahren zu beten. Er hatte schon einmal vor seiner Heirath diese Kindespflicht verrichtet; damals war aber das Mausoleum, welches die Gebeine seines Vaters umschloß, noch nicht vollendet und die ganze Ceremonie wurde in einer privaten, bescheidenen Weise ausgeführt. Bei der letzten Gelegenheit wurden dagegen große Vorbereitungen getroffen und große Summen (auf dem Papier) angewandt, um nichts fehlen zu lassen, das Schauspiel so imposant zu machen als Geld dies vermag. Da konnte man das Kaiserthum demüthig dieselben geheiligten Gebräuche verrichten sehen, welche von jedem Kinde gefordert werden und welche unter keiner Bedingung auf einen anderen übertragen werden können, so lange noch ein Sohn oder eine Tochter lebt. Zu beiden Seiten des Weges, den Seine Majestät gehen mußte, bildeten dichtgedrängte Schaaren loyaler Unterthanen Spalier, begierig

nur einmal in ihrem Leben ein Wesen zu erblicken, das sie als eine Incarnation der Gottheit zu betrachten gelehrt werden. Und als die geheiligte Person wirklich erschien, kannte die Aufregung keine Grenzen: Jung und Alt, Weiber und Kinder fielen sofort auf die Knie und Thränen und Schluchzen vermischt mit Segenswünschen strömten auf Seine Majestät von tausenden seiner einfachen und treuen Unterthanen.

Der nächste Abschnitt in dem Leben dieses jugendlichen Monarchen fällt vor etwa drei Jahren. Der Sohn des Himmels*) hatte sich die Wissenschaft des Westens nicht zu Nutze gemacht, um sich vor der ekelhaftesten in der langen Reihe von Krankheiten zu sichern. Er war nicht geimpft, trotz der häufigen Blatternepidemien, welche in Peking während der Winterzeit herrschen. Es ist allerdings nur eine milde Form der Blattern, man wird aber leicht begreifen, welches widerstandsunfähige Opfer diese Krankheit in der Person eines jungen, durch beständige Einsperrung im Mittelpunkte der Stadt entnervten Prinzen fand, der nur selten und stets nur in einem Tragsessel seinen Palast verlassen durfte, der Sommer und Winter jeden Morgen um

*) Bezeichnungen, wie „Bruder der Sonne und des Mondes" und dergl., sind in China ganz unbekannt.

drei Uhr geweckt wurde, um Verrichtungen vorzunehmen, die für einen Knaben wenig Anziehendes gehabt haben müssen, und der sich nur im Umgang mit seiner Gemahlin oder seinen Concubinen vergnügen konnte. Von Zeit zu Zeit kündigten Bulletins an, daß die Krankheit einen günstigen Verlauf nähme und endlich hieß es, die Genesung Seiner Majestät machte gute Fortschritte. Sein Tod kam deshalb ebenso plötzlich wie unerwartet; glücklicherweise aber zu einer Zeit wo China weder von Krieg noch von Revolution heimgesucht wurde und die Energie seiner Staatsmänner sich auf Abwendung der einen oder der anderen Gefahr concentriren konnte. Hundert Tage ging der Hof in tiefer Trauer und trug weiße Pelzmützen mit dem Haar nach außen, und lange weiße Gewänder von verschiedenen Stoffen, die ebenfalls mit weißem Pelz, aber von geringerer Qualität, als der der Mütze besetzt waren. Mandarinen von hohem Range verwenden zu diesem Zwecke das Fell des weißen Fuchses; der gewöhnliche Beamte aber begnügt sich mit dem lockigen Vließ des schneeweißen mongolischen Schafes. Hundert Tage darf sich kein Mann im ganzen Reiche das Haupt rasiren lassen und Frauen müssen während derselben Zeit jeden prächtigen Kopfschmuck vermeiden, den sie alle so sehr lieben. Nach Verlauf dieser Zeit

trauerte der Hof in schwarz und trug diese Farbe oder jedenfalls eine dunkle bis Ende des Jahres.

Zwölf lange Monate findet unter den Beamten-Classen keine Heirath statt; die gewöhnlichen Leute kommen besser weg, für sie ist die Frist nur auf hundert Tage festgesetzt. Ein volles Jahr ist es nicht erlaubt die Rollen rothes Papier zu erneuern, welche an jeden Thürpfosten geklebt und mit Denksprüchen aus den heiligen Büchern beschrieben sind; ausgenommen wieder die Nichtbeamten, deren Buße auf hundert Tage beschränkt ist. In diesen traurigen Zeiten gratulirt kein theilnehmender Freund zu der Geburt eines Sohnes, dem heißesten Wunsche eines Chinesen auf Erden; keine rothen Eier werden den glücklichen Eltern gesandt und kein fröhliches Fest zum Dank dafür gegeben. Jedes Vergnügen ist allen Classen auf die Dauer eines Jahres verboten und der beliebte Ton der Flöte und der Guitarre verstummt in jedem Hause und in jeder Straße*). Die gewöhnliche chinesische Visitenkarte, ein Stück rothen Papieres sechs Zoll lang und drei Zoll breit, auf welcher der Name des Besitzers in großen Zeichen geschrieben steht, wird dunkelbraun gedruckt und sogar die gewöhnlich rothen Linien

*) Mencius. B. V. Th. II. Kap. 4.

auf Briefpapier werden dunkelblau gezogen. Auch die officiellen Siegel werden durchweg in blau gedruckt, statt in scharlach oder purpur, je nach dem Range des Bewahrers. Roth, das Zeichen der Freude und Lust, die Farbe des Hochzeitsgewandes jedes chinesischen Mädchens ist vollständig tabu. Es ist eine Beleidigung eines Freundes, wie eines Fremden, auf glattem weißem Papier mit schwarzer Tinte einen Brief zu schreiben; die Etikette verlangt, daß die Zeilen durch rothe Linien getrennt sind, oder daß wenigstens ein schmaler Streifen rothes Papier zur Anerkennung der Form aufgeklebt wird. Aus diesem Grunde sind alle Stempel und Siegel in China roth, damit Kaufleute, Beamte und andere jedes Papier gebrauchen können, ob es schon etwas roth hat oder nicht und jeder Fremde in China würde gut thun bei allen Gelegenheiten diese Formalitäten von seinen Untergebenen zu verlangen, deren Beachtung sie auch dem geringsten ihrer Landsleute gegenüber für eine Pflicht halten.

Manche Volksklassen leiden durch die Befolgung dieser Ceremonien weit mehr als andere. Wenn ein Bauer während hundert Tagen sich sein Haupt nicht rasiren lassen darf, so ist das ohne Zweifel unbequem für ihn, aber im Vergleich zu dem Schicksale der Tausende von Barbieren, welche drei Monat hindurch nicht wissen,

woher sie ihren täglichen Reis nehmen sollen, kaum nennenswerth. Eine Menschenklasse ist aber noch schlimmer daran als die Barbiere, und dies gilt für alle diejenigen, welche irgendwie mit den Theatern in Verbindung stehen. Während dieser Zeit sind die Schauspieler der Auswurf der Menschheit und nicht im Stande ihren Unterhalt zu erwerben. Die Theaterpächter haben sich ihre Nester meist so gut gewärmt, daß sie die vorgeschriebene Zeit ohne größeren Nachtheil überstehen können; aber bei uns ist der Leichtsinn der Schauspieler sprichwörtlich und selbst im frugalen China machen sie keine Ausnahme von der Regel.

Die Beamten in den Provinzen müssen, abgesehen davon, daß sie sich derartigen Bräuchen in allen Einzelheiten zu fügen haben, nach Empfang der „Trauer-anzeige" drei Tage lang dreimal täglich in einer besonders zu diesem Zwecke geweihten Kapelle trauern. Da sollen sie sich die Tugenden ihres verstorbenen Herrn in's Gedächtniß zurückrufen und vor allem auch jenen Gnaden-act, der jeden zu der Stellung erhob, die er jetzt bekleidet. Wirkliche Thränen werden gefordert als schwacher Dank für das Amtssiegel, das seinen Inhaber in den Stand gesetzt hat, auf Kosten einer nur zu oft armen und mit Noth und Mangel kämpfenden Bevölkerung

reich zu werden. Ich glaube jedoch, daß der Trauernde häufiger daran denkt, wie viele Freunde er unter den kaiserlichen Aufsehern zählen kann, als daß er sich in die vergangene Güte des verstorbenen Kaisers versenkt.

Wir fühlen zwar inniges Mitleid mit der armen Mutter, welche ihr einziges Kind, die Hoffnung Chinas verloren hat; haben wir aber nur wenig Anlaß zur Beglückwünschung, so haben wir noch weniger zum Bedauern. Die Nation ist ihrer nominellen Herrschers eines geistlosen neunzehnjährigen Jünglings beraubt, der sich begnügte, unthätig in seinem Harem zu liegen, ohne sich zu bemühen einmal auf eigene Verantwortlichkeit zu regieren. Während der zehn Jahre, daß Fremde innerhalb zehn Minuten von seinen eigenen Gemächern im Palaste von Peking gewohnt haben, hat er weder Neugier verrathen, von ihnen überhaupt etwas zu hören, oder ihm hat der Entschluß gefehlt zu Maßregeln seine Zuflucht zu nehmen, wie solche von manchen seiner kühneren und thatkräftigeren Vorfahren getroffen sein würden. Nun ist das Scepter von neuem in die Hand eines Kindes übergegangen, welches, wie der verstorbene Kaiser unter den Intriguen eines aus Weibern und Eunuchen zusammengesetzten Hofes aufwachsen und zu einer energischen Regierung unfähig sein wird.

Das prachtvolle Grab, welches seit zwölf Jahren bereit steht den kaiserlichen Sarg aufzunehmen, das aber nach der chinesischen Sitte nicht eher beendet werden darf, als bis der Tod wirklich eingetreten ist, wird Zeuge der letzten Scene in der Laufbahn des unglücklichen jungen Mannes sein, den selbst der geringste seiner Unterthanen nicht beneiden konnte, und der nicht ein einziges Denkmal hinterlassen hat, das an ihn später erinnern wird.

# Die Stellung der Frauen.

Man kann wohl mit Recht behaupten, daß die Stellung der Frau in China allgemein falsch aufgefaßt wird. In den schmutzigen Hütten der Armen wird sie dargestellt als schlecht behandelte Sklavin, die Wasser tragen, Korn mahlen, früh aufstehen und spät zu Bett muß, deren Weg durch das Thal der Thränen durch keinen Strahl des Glücks und der Hoffnung erhellt und nur zu oft durch Hunger und Kälte verbittert wird. Diese Schilderung ist unglücklicherweise im Großen und Ganzen wahr, enthält wenigstens Wahres genug, um zu erklären, daß das Element der Sentimentalität in der Ehe unbeachtet bleibt, und so kommt es, daß man als sicher annimmt, die Frau des Chinesen stehe tief, sehr tief auf der Stufenleiter der Menschheit und der Civilisation. Die Frauen der ärmern Classen in China müssen in der That für ihren Napf voll Reis und Kohl, welcher ihre tägliche Nahrung bildet, hart arbeiten, aber nicht mehr als eine

Frau gleichen Standes in andern Ländern, wo die Lebensbedürfnisse theurer, die Kinder zahlreicher und ein trunksüchtiger Ehemann eher die Regel als die Ausnahme bildet. Nun sind die arbeitenden Classen in China außerordentlich nüchtern, Opium übersteigt ihre Mittel und nur wenige sind dem Genusse chinesischen Weines ergeben. Mann und Frau genießen zwar ihre Pfeife Tabak in den Mußestunden, das scheint aber auch ihr einziger Luxus zu sein. Daraus ergiebt sich, daß jeder vom Mann oder von der Frau verdiente Cash*), für Lebensmittel und Kleidung und nicht zur Bereicherung der Wirthshäuser ausgegeben wird, wodurch sich beiläufig Zank und Streit wesentlich vermindert. Ein großes Hinderniß für die Armen in China bilden ferner die engen Familienbande, welche nicht nur die Erhaltung betagter Eltern, sondern auch das Versehen mit Reis an Brüder, Onkel und Cousinen der entferntesten Verwandtschaft erfordert, solange diese arbeitsunfähig sein sollten. Natürlich schlägt ein solches System zwei Fliegen mit einer Klappe, da die Zeit kommen kann, wo die genannten Verwandten ihrerseits für die tägliche Nahrung sorgen. Gerade die Erhaltung der Eltern, in

*) Etwa 24 C. sind = 10 Pfennig.

einem Lande, wo Armenunterstützung unbekannt ist, hat dahin geführt, daß man jetzt so hohen Werth auf männliche Nachkommenschaft legt. Obwohl sich Armuth in China findet, so ist doch wenig eigentliches Elend vorhanden, und die seltenen unglücklichen Ausgestoßenen, deren es in jeder chinesischen Stadt giebt, sind die einst wohlhabenden Opfer des Opiums und des Spieltisches Die Zahl derjenigen Menschen, welche in China Hunger und Kälte leiden ist verhältnißmäßig kleiner als in England und in dieser überaus wichtigen Hinsicht sind die Frauen der arbeitenden Classen weit besser daran, als ihre europäischen Schwestern. Mißhandlung der Frauen ist unbekannt, obwohl die Macht über Leben und Tod unter gewissen Umständen in der Hand des Gatten liegt, (Strafgesetz § 293) und eine Frau mit hundert Schlägen bestraft werden kann, wenn sie die Hand gegen ihren Mann erhebt, der außerdem auch zur Scheidung berechtigt ist (Strafgesetz § 315). Die Wahrheit ist, daß diese armen Frauen im ganzen sehr gut von ihren Männern behandelt werden und sie nicht selten mit ebenso scharfer Zunge zu beherrschen wissen, wie nur eine Xantippe des Westens.

Die Frau in den phantastischen Häusern der Reichen wird von den Fremden gewöhnlich mit noch größerem Mitleid betrachtet, als ihre ärmeren Landsmänninnen.

Sie wird als bloßer Zierrath dargestellt, oder als eine leblose, gleichgültige Maschine, ein Ding, auf dem manchmal das lüsterne Auge des Gatten mit Vergnügen ruht, während er den Dampf der Opiumpfeife von sich bläst, der ihn in einer Stunde in trunkene Vergessenheit senken wird. Sie weiß nichts, lernt nichts, sie verläßt das Haus nie, sieht nie Freunde, hört keine Neuigkeiten und ist infolge davon der leisesten geistigen Erregung bar; weniger eine Gesellschafterin des Mannes als der steinerne Hund an der Hausthür. — Obwohl ich mir keine große Kenntniß von dem Harem eines reichen Chinesen beimessen will, so halte ich mich doch nach meinen durch Lesen und Unterhaltung gewonnenen Erfahrungen berechtigt, die chinesischen Frauen von einem ganz andern Gesichtspunkte zu betrachten. In Novellen ist die Heldin z. B. immer gut erzogen, macht ausgezeichnete Verse und citirt Confucius, und man wird doch wohl kaum annehmen dürfen, daß solche Charaktere in jeder Beziehung Ideale sind. Ueberdies lernen die meisten chinesischen Mädchen, deren Eltern in guten Verhältnissen leben, lesen, obwohl allerdings viele sich damit begnügen, einige hundert Worte lesen und schreiben zu können. Sie lernen alle vorzüglich sticken und die kleinen Spielereien, welche an dem Brustbande

jedes Chinesen hängen, sind fast immer das Werk seiner Frau oder seiner Schwester. Die chinesischen Damen besuchen sich fast täglich, und an manchen Festtagen sind die Tempel gedrängt voll „goldner Lilien“ *) jeder Gestalt und Größe. Sie geben ihren weiblichen Verwandten und Freunden kleine Gesellschaften, bei denen sie klatschen und intriguiren nach Herzenslust. Die erste Frau liegt allerdings nicht selten mit der zweiten im Streit, und beide machen dem unglücklichen Ehemann das Haus manchmal unangenehm heiß. „Fürchtet Ihr Fremden nicht auch die Bewohner der innern Gemächer?“ fragte mich eines Tages ein unter dem Pantoffel stehender Chinese, — worauf ich ihm die tröstliche Antwort gab, daß die Pantoffelhelden nicht nur auf China beschränkt seien. Am glücklichsten fühlt sich eine chinesische Frau, wenn sich die Familie um den Gatten, Bruder oder auch den Sohn versammelt, um mit gespannter Aufmerksamkeit und vollem Glauben auf ein Lieblingskapitel aus dem „Traum der rothen Kammer“ zu lauschen. Sie glaubt es Wort für Wort und durchwandert das Reich der Phantasie mit demselben Vertrauen, wie je ein Kind des Westens die wunderbaren Geschichten aus „Tausend und eine Nacht“.

*) Ein poetischer Name für die kleinen Füße der chinesischen Frauen.

# Etikette.

## I.

Wenn es etwas giebt, dessen sich die Chinesen, nach dem Besitz der dreizehn Classiker rühmen, so ist es ihre Höflichkeit. Selbst wenn ihre Literatur allein nicht genügt hätte, sie in der Stufenleiter der geistigen Cultur über den ungelehrten Barbaren zu stellen, so würde die Kenntniß jener wichtigen Formen und Ceremonien, welche den täglichen Verkehr zwischen Mann und Weib regeln, und welche natürlich den Bewohnern fremder Länder unbekannt sind, den graziösen und höflichen Chinesen hinlänglich berechtigen, sich die stolze Stellung anzumaßen, welche er jetzt zu seiner großen Selbstzufriedenheit einnimmt. Mancher neugierige Eingeborne fragt, ob die Fremden überhaupt einen Begriff von Etikette hätten und ist dann stets im Verhältniß zu seiner Unkenntniß höchst überrascht, wenn er hört, daß unsere Ceremonien

genau so lächerlich und complicirt sind, als die seinigen. Man muß wohl beachten, daß ich hauptsächlich von den gebildeten Classen spreche und nicht von „Knaben" und Krämern, welche in sehr kurzer Zeit lernen an die Mütze fassen und ihre Nasen in die Taschentücher ihrer Herrn putzen. Ich will meine Bemerkungen auf die Glieder jener großen Körperschaft beschränken, deren Gedanken Tag und Nacht auf die Lehre von „dem goldnen Mittelwege" gerichtet sind und die verschmähen die Sprache der Vögel zu reden.

Und wahrlich, könnte man die Größe einer Nation nach den Mienen und dem Benehmen ihrer Menschen schätzen, so wäre China ohne Zweifel berechtigt, einen hohen Platz unter den Kindern der Menschen einzunehmen. Ein Beamter in vollem Staat ist eine höchst imponirende Erscheinung und benimmt sich mit großer Würde und großem Selbstbewußtsein, obwohl er im Durchschnitt vier bis fünf Zoll kleiner ist als ein Engländer oder Deutscher. In dieser Hinsicht wird er sehr durch sein langes Gewand unterstützt, das hoffentlich bald abgeändert werden wird, noch mehr aber durch ein genaues und geduldiges Studium einer Kunst, welche in Europa jetzt fast ausschließlich ein Monopol der Bühnenkünstler ist. Nicht eine Bewegung ist ungeschickt, wenn

ein chinesischer Gentleman einen Gast in sein Haus einladet oder ihm mit eigner Hand die Tasse Thee anbietet, die, wie wir sehen werden, bei einem Besuche unerläßlich ist. Erst wenn der Gast sitzt, wagt der Wirth seinen Platz an dessen rechter Seite einzunehmen, und sollte sich im Verlauf eines erregten Gespräches der Eine ein wenig erheben, so hat der Andere die Pflicht, ihm darin nachzuahmen; kein Gentleman würde sitzen, wenn einer seines Gleichen steht. Will man gegen einen Besuch nicht überhöflich sein, so bringt auch manchmal ein Diener den Thee, eine Tasse auf jeder Hand; vor seinen Herrn und dessen Gast tretend, kreuzt er die Arme und überreicht die Tasse dem letztern zu seiner rechten Hand mit der linken, seinem Herrn mit der rechten Hand. Dies hat zum Zweck jedem die Fläche — in China „das Herz" — der Hand darzubieten; es ist ein Zeichen des Vertrauens und der Achtung. Der Thee selbst heißt „Gastthee" und wird nicht zum Trinken servirt; er hat eine nützlichere Aufgabe, als den Durst zu löschen. O über den rothhaarigen Barbaren, der seine Tasse gierig ausschlürft, ehe zehn Worte gewechselt sind und seinen Wirth in der ungünstigen Meinung befestigt, welche er schon von den Gewohnheiten und Sitten des Westens gefaßt hatte. Und doch hätte ihn eine geringe Mühe zur

Erlernung der seltsamen Ceremonien der Chinesen in den Ruf eines aufgeklärten und toleranten Mannes gebracht. Denn obwohl der Chinese uns äußerlich verachtet, weiß er doch sehr wohl, daß wir im Innern ihn ebenfalls verachten und so kommt es, daß eine freiwillige Concession an seine harmlosen Vorurtheile, immer dankbar anerkannt wird. Giebt man den „Gastthee" zurück, so ist das ein Zeichen für jeden Theil, daß der Besuch sein Ende erreicht hat. Kaum hat ein Gast die Tasse an den Mund gesetzt, so rufen auch ein Dutzend Stimmen nach seinen Stuhlkulis; ebenso, wenn der Herr des Hauses durch andere Verpflichtungen verhindert ist, länger den Wirth zu machen. Ohne vorhergehende Ankündigung, — eine ungewöhnliche Ausnahme unter genauen Bekannten, — sollte man diesen Thee nur berühren, wenn man fortgehen will.

Besuchen sich Fremde, so können sie sich ungenirt gegenseitig nach ihren Namen, Provinzen und selbst ihren Plänen ausfragen; die Frage nach dem Alter ist dagegen nicht so häufig, als man gewöhnlich annimmt. Sie ist stets ein Compliment für einen Greis, der stolz auf seine Jahre ist und nimmt dann die wunderbare Form an — „Ihre verehrenswürdigen Zähne?" — Männer in mittlerem Alter dagegen überhören die Frage

meist, und man kann sich auf ihre Antworten selten verlassen. Man darf einen Mann nach der Zahl und dem Geschlecht seiner Kinder fragen und auch ob sein Vater und Mutter noch „in der Halle" sind, d. h. leben; auf seine Frau darf man aber auch nicht in der versteckteſten Weise anspielen. Begegnen sich zwei Freunde, einer oder beide in Tragstühlen, so lassen sie ihre Träger sofort halten und steigen so schnell als möglich aus; ebenso Bekannte, welche sich zu Pferde treffen. Brillen muß man stets ablegen, ehe man selbst den niedrigsten Menschen anredet, und die vollständige Unbekanntschaft mit dieser Sitte hat meiner Ueberzeugung nach häufig die Eingebornen zu dem groben Betragen gegen Fremde veranlaßt, denen sie sonst mit der äußersten Höflichkeit entgegen gekommen sein würden. In solchen Fällen muß der Fremde nachgeben oder sich der Gefahr aussetzen unhöflich behandelt zu werden, und wo weder die Selbstachtung noch die nationale Würde darunter leidet, empfehle ich ihm stets den versöhnlichsten Weg einzuschlagen. Die chinesische Etikette ist ein weites Feld für das Studium und würde sich einer ausgedehnten und methodischen Forschung wohl lohnen.

# Etikette.

## II.

Die Nachtheile, welche die Unkenntniß der Sprache, wie der Sitten der Chinesen mit sich bringen, werden täglich und stündlich in dem unerfreulichen Verhältniß empfunden, welches gewöhnlich zwischen Herrn und Diener besteht. Daß diese fast stets ihre fremden Herren verachten und nur durch den guten Lohn dazu gebracht werden ihnen zu dienen, ist eine zu allgemein anerkannte Thatsache, als daß man ihr widersprechen könnte, obgleich die Frage nach dem Grunde viele in Verlegenheit setzt, welche sich bewußt sind, ihre einheimischen Diener nur mit der größten Güte und Schonung zu behandeln. Die Antwort ist jedoch für jemand, welcher die oberflächlichste Kenntniß von dem Gemüth eines Chinesen besitzt, nicht schwer; denn gerade wie jeder Bewohner der achtzehn Provinzen

China für den Mittelpunkt der Civilisation und der Macht hält, so glaubt er auch, daß nur seine Sprache und seine Sitten, der Aufmerksamkeit der Einheimischen und der Barbaren werth sind. Die wenigen fremden Gewohnheiten und Gebräuche, die er durch seine Stellung annehmen muß, tragen noch mehr dazu bei, in ihm das Gefühl seiner Ueberlegenheit zu verstärken. Denn wer anders als ein Barbar würde ein Festmahl entehren, „wenn der Wein in den Tassen schäumt," durch ein weißes Tischtuch, das Zeichen der Trauer und des Todes; um wie viel eleganter ist der weiche rothe Goldfirniß des „acht Feen-Tisches" mit all' seinen Erinnerungen an die Hochzeitsstunde. Auch sitzt der Wirth am Bord seines eigenen Tisches auf der Stelle, wo der geehrteste Gast sitzen sollte und setzt diesen zu seiner rechten und nicht zu seiner linken Hand! Wahrlich diese rothhaarigen Barbaren sind der Abschaum der Erde!

Ist unser einheimischer Diener einmal zu diesem Schluß gekommen, so hat er auch Gelegenheit genug gehabt, sich davon zu überzeugen, daß bei diesem entarteten Wesen, welches zufällig der Besitz der nöthigen Dollars mit dem Titel, wenn auch kaum mit dem Recht eines Herrn bekleidet hat, die Ausübung aller jener Höf-

lichkeitsformen und Ceremonien, welche die chinesische Sitte von einem Diener seinem Herrn gegenüber fordert, sehr wenig am Platze sein würde. Infolge davon wird der tägliche Verkehr zwischen Herrn und Diener in China, durch allerlei grobe Unhöflichkeiten charakterisirt, die von den Fremden natürlich nicht bemerkt werden. Der Hausdiener nimmt in kurzen Kleidern die Aufträge in Empfang und wartet selbst bei Tisch so auf, ein Schimpf, den kein Chinese einem seiner Landsleute zu bieten wagte. Er kommt zu seinem Herrn und hat den Zopf um den Kopf gewunden; er begegnet ihm auf der Straße, ohne zu grüßen, d. h. ohne an der Seite der Straße still zu stehen, bis sein Herr vorüber ist; er flegelt sich, kratzt den Kopf wenn er Aufträge bekommt, statt in respectvoller Haltung, die Hände ruhig an den Seiten, zu stehen; er erscheint mit niedergetretenen Schuhen in einem Zimmer oder ohne Socken; er unterläßt beim Kommen seines Herrn, seiner Herrin oder deren Freunde, sich zu erheben und begeht zahlreiche andere kleine Verstöße gegen die Sitte, die seine sofortige Entlassung aus dem Hause eines jeden Chinesen nach sich ziehen würden. Ich persönlich setze meinen Stolz darein mich so zu benehmen, daß meine Diener mich mit demselben Grade äußerlicher Achtung behandeln, wie sie sich gegen ihre ein-

heimischen Herren benehmen würden, und ich bin der Meinung, daß es mir durch consequente Befolgung dieses Systems bis zu einem gewissen Grade wirklich gelingt, ihre Achtung zu erwerben. Da jedoch fremde Eigenthümlichkeiten bei den Chinesen jedes Standes aus Unkenntniß Anstoß erregen, so habe ich es nöthig gefunden, diese meinen Dienern in einem besondern Gesetze aufzuführen. — Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Chinesen ausgezeichnete Soldaten sind, wenn sie gut geführt werden, und was ist der Principal eines großen Geschäfts anders, als der Oberbefehlshaber einer kleinen Armee? Die Tüchtigkeit seiner Truppen hängt weit mehr von moralischen Mitteln ab, als von irgend einem Belohnungs- oder Strafsystem, welches die menschliche Erfindungskraft erdenken kann. Die Chinesen lieben ebenso wie andere Sterbliche, daß man ihre Vorurtheile anerkennt, und die Furcht vor der Schande oder dem Lächerlichen ist in ihrer Natur ebenso tief eingewurzelt, als in der eines jeden andern Volkes unter der Sonne. Sie fürchten sich sehr vor Schlägen, weniger des Schmerzes als des Gefühls der Schmach wegen, welche einem höherstehenden Etwas als ihren Körper angethan wird; so verlor einer meiner Freunde z. B. einen guten Diener dadurch, daß er in der Uebereilung einen Socken nach ihm warf. Ich bin

deshalb der Ueberzeugung, daß die Sitten und die Sprache der geistig mehr oder weniger alle nach demselben Schema gebauten Bewohner des unermeßlichen Reichs, eine größere Aufmerksamkeit verdienen, als ihnen die Fremden gewöhnlich schenken.

# Literatur.

Es ist ein fast allgemein herrschender Glaube, daß neben den Selbstmordsvorurtheilen und dem lächerlichen Aberglauben der Chinesen, in den äußersten Winkeln jener terra incognita, der chinesischen Literatur, weit über den Gesichtskreis der Occidentalen hinaus, noch ein geheimnißvoller Fond wirklicher Gelehrsamkeit verborgen ist. Die Sinologen verweisen dunkel auf gelehrte Werke in den verschiedenen Wissenschaften, auf eine unparteiische Geschichtsschreibung und objective Biographien, erwähnen gleichzeitig die Schwierigkeit der Sprache, in der sie geschrieben sind und führen genau die (manchmal fabelhafte) Zahl der Bände an, aus denen jedes besteht. Daher kommt es wahrscheinlich, daß nur wenige Leser ihre Lectüre über die Novellen ausdehnen und während ihres ganzen Lebens ohne Kenntniß jenes literarischen Reichthums Chinas bleiben, den Enthusiasten mit seinen

unerforschten Metall- und Kohlenbergwerken zu vergleichen liebten. Insofern jedoch, als man ein Buch nicht nothwendig von Anfang bis zu Ende zu lesen braucht, um ein einigermaßen richtiges Urtheil über seinen Werth fällen zu können, vermag sich jeder, der eine Novelle ohne Mühe und ohne Hülfe des Lehrers zu lesen im Stande ist, leicht so viel Kenntniß von einer genügenden Zahl der berühmtesten wissenschaftlichen und historischen Werke zu verschaffen, und sich über den Werth dieser ungeheuren Literatur ein eigenes Urtheil zu bilden. Ungeheuer ist sie zweifelsohne, obwohl mir meine eigenen bescheidenen Bemühungen, sie im Vergleich mit anderen Literaturen der Welt richtig zu würdigen, gleich im Beginn meines Studiums die niederschlagende Ueberzeugung aufdrückten, daß viele Jahre angestrengter Arbeit positiv weggeworfen seien. Der größte Theil der Classiker, denen China selbst jetzt noch seine geistige Ueberlegenheit über die übrige Welt zu verdanken glaubt, ist durch Dr. Legge's Uebersetzung jedem Engländer zugänglich gemacht, und jeder der Lust hat, kann sie lesen, schätzen und ihren Rang in den ethischen Systemen der Gegenwart oder Vergangenheit bestimmen. Hätte ich in andern Zweigen der chinesischen Literatur so viel solides gefunden, wie unter dem gelegentlichen Unsinn und der Dunkelheit der Vier

Bücher, so würde mein Protest eine mildere Form angenommen haben. Wie die Sache aber liegt, halte ich mich berechtigt und verpflichtet, jeder Behauptung entgegen zu treten, welche diejenigen, die keine Gelegenheit haben, selbst zu urtheilen, in dem Glauben bestärken kann, daß China eine große und werthvolle Literatur besitzt, in der Schätze von reinstem Glanze verborgen liegen. Kann man — die Wahrheit dieser Behauptung zugegeben — annehmen, daß nichts von alledem bis jetzt an's Tageslicht gebracht ist? Es gab und giebt noch jetzt Fremde, welche eine weit ausgedehntere Kenntniß der chinesischen Literatur besitzen, als viele gelehrte Chinesen selbst, und trotzdem haben sich die Uebersetzungen, welche bisher der Welt überliefert sind, merkwürdigerweise hauptsächlich auf Theaterstücke und Novellen beschränkt. Ich bin der Meinung, daß alle, welche durch Neigung oder Umstände dazu geführt sind, sich Kenntniß von der chinesischen Sprache zu verschaffen, eine große Pflicht zu erfüllen haben, nämlich die geringe Anzahl von Uebersetzungen aus dem chinesischen nach Kräften zu vermehren. Dann können wir sehen, ob das, was die Dichter, die Geschichtsforscher und besonders die Gelehrten Chinas hervorgebracht haben, das Urtheil zu rechtfertigen vermag, welches so viele über seine umfangreiche Literatur fällten und noch fällen. Viele

werden sich wahrscheinlich abhalten lassen, den ernsthaften Unsinn und den kindischen Aberglauben dem Urtheil Fremder als das Resultat ihrer Arbeit auf diesem phantastischen Gebiete vorzuführen, ohne zu bedenken, daß sie durch diese Zurückhaltung das Publikum wie vorher der Gnade leichtfertiger oder verworrener Enthusiasten überlassen.

Ich wurde zu diesen Gedanken angeregt durch einen Artikel in den North China Daily News vom 10. Juli 1874, in welchem der Verfasser China „eine üppige, geistige Oase in der Oede des östlichen Asiens" nennt, „im Besitz einer Literatur, welche an Umfang und antiquarischem Werth keiner andern nachsteht." Er behauptet ferner, daß die bisher gelieferten Uebersetzungen „nur eine schwache Vorstellung von dem Umfang, der Mannichfaltigkeit, Solidität und sprachlichen Schönheit genannter Literatur gegeben haben." Derartige, unglücklicherweise durch einen glänzenden Stil unterstützte Behauptungen müssen in dem Fremden die Meinung erwecken, daß die Frage jedenfalls noch nicht entschieden ist; eine Ueberzeugung, der sich nur dadurch mit Erfolg entgegen wirken ließe, wenn man ihm einige tausend Bände, die der Verfasser des Artikels selbst auswählen könnte, in eine moderne Sprache übertragen,

vorlegte. Wenn unser Enthusiast jedoch leichter zu controllirende Thatsachen bestreitet und sagt, daß es „in China weder einen organisirten Buchhandel, noch Ankündigungen von Verlegern, weder Kataloge der neu erschienenen, noch überhaupt irgend welche Kataloge alter oder neuer Bücher giebt," so antworte ich darauf, daß auf meinem Tische jetzt ein sehr umfassendes Verzeichniß neuer Ausgaben berühmter Werke mit den Preisangaben liegt, die kürzlich in einer großen Buchhandlung in Wu-tschang Fu erschienen sind; und ferner, daß Wylie in seinen «Notes on Chinese Literature» der Aufzählung einiger dreißig wohlbekannter und umfangreicher Kataloge alter und neuer Werke, fünf volle Seiten widmet.

# Pädagogische Literatur.

Auf einem Gang durch eine chinesische Stadt müssen dem fremden Beobachter häufig kleine Sammlungen von Handbüchern und Broschüren aufgefallen sein, welche in einer Sonnenschirm-überdachten Bude oder weniger auffällig auf der Schwelle eines Tempels ausgestellt sind. Hat er von der geschriebenen Sprache gar keine Kenntniß, so mag er sie für billige Ausgaben von Confucius halten, mit denen sich gebildete Stuhlkulis ihre Mußestunden zu verkürzen pflegen, oder schlimmstenfalls auch für eine jener unzähligen Novellen, von denen er so viel gehört und in der Uebersetzung so wenig gelesen hat. Daß aber viele von diesen wandernden Buchhändlern pädagogische Werke in dem Genre von Hofmanns und Horns Schriften für die Jugend verkaufen, kommt einem solchen Barbaren vielleicht nie in den Sinn. Ich kaufte mir eines Tages eine Hand voll für einige Cash, und amüsirte

mich sehr darüber wie die in ihnen enthaltenen Gegenstände abgehandelt waren. Das erste, welches mir in die Hand fiel, handelte über Ethnologie und Zoologie und gab einen Abriß der wunderbaren Formen von Menschen und Thieren, welche in weit entlegenen Gegenden außerhalb der Grenzen Chinas und der Civilisation vorkommen. Da fand sich ein langbeiniges Volk, dessen Menschen zur Stütze ihrer nicht minder ungewöhnlichen Körper drei Tschang (dreißig Fuß) lange Beine haben; darauf wurde eine kreuzbeinige Rasse erwähnt, ein Ausdruck, der keiner Erklärung bedarf. Dann wurde von einem Lande erzählt, dessen Bewohner mitten in ihrem Körper ein großes rundes Loch haben; die Beamten und reichen Bürger können sich leicht und bequem wie in einem Tragstuhl tragen lassen, indem man einen starken Bambusstab durch dieses Loch steckt; nun kommt das gefiederte oder Vogelvolk, dessen bildliche Darstellung mich sehr an die der Lappen und Grönländer erinnerte. Einige Zeilen sind einer neun Zoll hohen Zwergrasse von Menschen gewidmet; ferner einem Volke, das beim Gehen mit dem Körper einen Winkel von 45° bildet. Dann findet man noch ein einarmiges und ein dreiköpfiges Volk, neben fischleibigen und vogelköpfigen Vertretern der Menschheit, und last not least kommt eine

Rasse ohne Kopf, deren Nase, Mund u. s. w. sich an der Brust und dem Magen befinden.

Das kleine Werk, welches die obigen werthvollen Belehrungen enthält, ist 1783 erschienen und hat folglich fast hundert Jahre lang einen aufgeklärten und billigenden Leserkreis gefunden.

Der übrige Theil ist der Zoologie gewidmet und enthält Beschreibungen wunderbarer Exemplare verschiedener Säugethier- und Vögelarten, welche die Reisenden außerhalb der vier Meere finden. Ich will ihn übergehen und nur bemerken, daß die Geographie, trotz mehrerer sehr guter Werke von den heutigen Chinesen wenig studirt wird. Vielleicht sind über Topographie mehr Werke chinesisch geschrieben als in jeder anderen Sprache, aber man darf deshalb nicht glauben, daß diese auch gelesen würden. Die eigentliche Geographie wird fast ganz vernachlässigt, und in einem ziemlich ausgedehnten Kreise literarischer Bekanntschaft habe ich nie das Glück gehabt, einen einzigen Gelehrten zu finden, dem die nützlichen Publikationen katholischer und protestantischer Missionäre — die letzteren haben nicht viel dazu beigetragen — vielleicht mit Ausnahme der verstümmelten Ausgabe von Verbiest's kleinem Handbuch, bekannt gewesen wären.

Um dem Leser eine Vorstellung von der Verworrenheit des Wissens in allen einheimischen Werken zu geben, will ich nur folgendes anführen: Ich fand in meinem kleinen Pack u. A. einen vollständigen Führer (!) durch die Fauna und Flora des himmlischen Reiches; außerdem noch eine Abhandlung, betitelt: „Philosophie für die Jugend", in welcher die Kinder belehrt werden, daß sie besser thun für ihr Leben zu arbeiten als zu faullenzen, und daß die Kraft dreier Männer gegen Li nichts vermag. Da nun Li das abstracte Recht bedeutet, und nach einem Satz der chinesischen Philosophie das Recht in abstracto existirt, so werden wir allen Ernstes belehrt, daß weder geistige noch körperliche Kräfte dreier Männer zusammen gegen dasselbe etwas ausrichten können. Dies mag zur Charakteristik des Zustandes der heutigen Erziehung in China genügen, für den man nur schwer Abhülfe wird schaffen können. Von Zeit zu Zeit übersetzen ehrgeizige Missionäre zwar einige wissenschaftliche Abhandlungen, diese haben aber nur den Zweck, den Ruhm des Herrn Pastors unter seiner Heerde zu vermehren und fördern die Civilisation nicht um einen einzigen Schritt. Ja die Thatsache, daß sie von einem Missionär herrühren, würde an sich genügen die besseren Classen Chinas abzuhalten, sie zu kaufen oder selbst als Geschenk anzunehmen.

# Zahnarzneikunst.

Als ich einst durch jene unerschöpfliche Fundgrube, eine chinesische Stadt schlenderte, wurde ich Zeuge einer seltsamen aber nicht ungewöhnlichen Scene. Ich stand gerade vor der Bude eines Straßenapothekers, Wundarztes und Allerweltsheilkünstlers und überschaute seinen Vorrath von Kräutern, Drachenzähnen, Tigerkrallen und ähnlichen Heilmitteln der chinesischen Pharmakopoe, als ich einen Mann kommen sah, welcher anscheinend unter großen Schmerzen die Hand an die Backen hielt. Er setzte sich neben den Arzt nieder und sagte ihm, er möchte sich einen Zahn ausziehen lassen, weil er schrecklich an Zahnschmerzen litte. Der Doctor öffnete den Mund des Patienten und untersuchte den kranken Zahn; dann schüttete er aus einem kleinen Fläschchen seines Medicinkastens etwas rothes Pulver in die Hand, leckte an die

Finger, tupfte auf das Pulver und rieb den schmerzenden Zahn und Gaumen damit. Dies wiederholte er drei bis vier Mal; dann drehte er den Kopf des Kranken nach unten und zu dem nicht geringen Erstaunen der Umstehenden und augenscheinlich auch des Mannes selbst, fiel der Zahn auf die Erde. Auf die Frage des Doctors, ob er irgend welchen Schmerz verspürt hätte, antwortete er mit nein, und nach Erlegung einer geringen Summe war die Consultation zu Ende. Auf meinen Wunsch wurde der Zahn aufgehoben und mir von dem Besitzer selbst mit der größten Bereitwilligkeit gezeigt; er kam zwar offenbar frisch aus einem menschlichen Kiefer, da aber auch nicht der geringste Blutausfluß an dem Munde des Mannes zu bemerken gewesen war, so hielt ich die ganze Operation für Humbug und den Kranken für den Complicen. In diesem Falle war aber der Doctor kein Neuling in Taschenspielerkünsten, und der Ausdruck des Erstaunens in dem Gesicht des anderen Mannes, als er seinen Zahn an der Erde liegen sah, gehörte zu den vorzüglichsten Leistungen der Schauspielkunst, die ich je gesehen habe.

In jener Nacht träumte ich von einem großen Etablissement in Regent Street, mit einem gewaltigen Schilde über der Thür: „Hier werden schmerzlos Zähne

ausgezogen" Herzöge und Herzoginnen stiegen meine Treppen auf und ab, um sich durch einen aus China eingeführten, geheimnißvollen und nur mir bekannten Prozeß die Zähne ausziehen zu lassen.

Am folgenden Tage durchsuchte ich meine chinesische medicinische Bibliothek, um etwas über die Zahnarzneikunst zu finden, und das Resultat dieser Suche biete ich großmüthig dem Leser dar, trotzdem ich dadurch vielleicht auf die Möglichkeit Verzicht leiste, mir ein kolossales Vermögen zu erwerben.

In der „Neuen Sammlung erprobter Heilmittel", einer Art von Hausmedicin für Familien falls bei einer Krankheit kein Arzt zu finden sein sollte, finden sich folgende Anweisungen:

### Methode schmerzende Zähne auszuziehen.

„Man darf einen Zahn nicht ausziehen, denn die übrigen Zähne werden dadurch gelockert. Ist der Schmerz aber zu heftig und wird man durch ihn am Essen und Trinken gehindert, so kann der Zahn ausgezogen werden. Nimm eine etwa ein halbes Pfund schwere Brasse, schneide sie auf und thue drei Gramm pulverisirtes Arsenik hinein. Dann nähe den Körper zusammen und hänge ihn in den Wind, an eine Stelle, wo er vor den Sonnen-

strahlen geschützt ist und Katzen und Ratten ihn nicht erreichen können. Nach sieben Tagen wird sich auf den Schuppen des Fisches eine Art Reif gebildet haben; diesen schabe ab und nimm für jeden Zahn etwa so viel als auf einer Schuppe ist. Wenn nöthig, streiche es auf ein Stück Pflaster, drücke dies mit dem Finger auf die schmerzende Stelle und laß es da kleben. Dann laß den Patienten husten, und der Zahn fällt von selbst aus. Diese Vorschrift ist von Dr. Wang gebilligt."—

## Eine andere Methode.

„Nimm eine Knoblauchszwiebel und zerklopfe sie zu Brei; mische diesen sorgfältig mit ein bis zwei Skrupel weißen Drachenknochen und bringe es auf die schmerzende Stelle. Nach einer Stunde wird der Zahn ausfallen."

Man wird bemerkt haben, daß in beiden Recepten die charakteristischen Ingredienzien vorkommen, welche zur Zusammensetzung chinesischer Heilmittel unentbehrlich sind. Im ersten Recept sind sie einfach genug, und alles, was gefordert wird, ist Geduld, da sieben Tage zu seiner Zubereitung nöthig sind. Da nun aber sehr wahrscheinlich Niemand den „Reif" von den Schuppen einer mit Arsenik vollgestopften Brasse in Erwartung

zukünftigen Zahnwehs sammeln wird und in den meisten Fällen überdies lange vor Ablauf der sieben Tage die Schmerzen nachgelassen haben werden, — vorausgesetzt, daß man mit der Zubereitung der Medicin gleich bei Beginn der Zahnschmerzen angefangen hat, — so sind Genie des Arztes und Wirksamkeit des Mittels gleich sicher vor Angriffen. Im zweiten Falle ist die Existenz eines der Mittel, um wenig zu sagen, zweifelhaft. Obgleich es in dem Laden eines jeden einheimischen Apothekers verkauft wird, so würden doch alle Klagen eines angeführten Patienten einfach mit der Antwort zurückgewiesen werden, daß die von ihm gekauften weißen Drachenknochen möglicherweise nicht echt gewesen seien.

Einige Tage nach obigem Zwischenfall kehrte ich zu dem Laden des Zahnarztes zurück und fragte ihn, ob er ein Pulver besäße, welches einen Zahn durch bloßes Anlegen an den Gaumen oder an den Zahn selbst auszöge. Er antwortete, ein solches Pulver existirte ohne Zweifel und würde ganz allgemein in allen Theilen Chinas angefertigt, es wäre ihm aber augenblicklich ausgegangen; wenn ich ihn jedoch am 4. des 4. Monats vor 12 Uhr Mittags besuchen wollte, so würde er im Stande sein, meinen Wünschen nachzukommen.

Zum Schluß führe ich einen Passus aus der China

Review an, welche erschien, nachdem diese Skizze bereits gedruckt war.

„Trotz der oft wiederholten Behauptung, daß in China die Zähne schmerzlos oder doch wenigstens unter sehr geringen Schmerzen ausgezogen würden, scheinen doch nur wenige zu wissen, daß fortwährend in der von einem (wie ich glaube) früheren Correspondenten der Review beschriebenen Weise Zähne ausgezogen werden. Er erzählte, ein weißes Pulver würde an die Gaumen des Patienten gerieben, und dadurch könnte der Zahn leicht aus seiner Höhle gehoben werden. Dies kann ich bestätigen, da ich vor kurzem einer derartigen Operation beiwohnte; ich muß aber bemerken, daß die Wirkung des Pulvers (ein corrosives Sublimat) nicht so schnell ist, als angegeben. Der Operateur rieb allerdings, wie beschrieben, das Pulver an den Gaumen; dann hieß er aber den Patienten ein wenig warten, rieb nach etwa zehn Minuten den Gaumen wieder und drückte nun stark mit dem Daumen gegen den ziemlich großen Backenzahn. Der Mann wand sich einen Augenblick, als ich den Ton des Ausziehens hörte, aber noch ehe er schreien konnte, hatte der Zahnarzt den Zahn mit Daumen und Zeigefinger gepackt und ihn mit sehr geringer Mühe ausgezogen. Eine Täuschung lag nicht

vor, denn der Gaumen blutete ſtark und der Zahn hatte einen Abſceß an dem Ende der Wurzel. Als die Operation zu Ende war, ſpülte der Patient den Mund mit kaltem Waſſer, zahlte fünfzehn Caſh und ging fort."

# Medicin.

## I.

Trotz der glänzenden Berichte, welche jedes Jahr von den verschiedenen fremden Hospitälern für Eingeborne ausgegeben werden, und trotz des unleugbaren, wenngleich nur vorübergehenden und praktisch kaum nennenswerthen Guten, welches diese Institute mit sich bringen, kann man die Augen gegen die Thatsache nicht verschließen, daß die medicinische Wissenschaft des Westens in dem großen Streite gegen chinesische Vorurtheile und chinesisches Mißtrauen keine schnelleren Fortschritte macht, als viele andere Neuerungen. Bei weitem die meisten unserer Diener und derjenigen Eingebornen, welche am häufigsten mit Fremden in Berührung kommen, denken nie daran, einen europäischen Arzt zu consultiren, oder begnügen sich mit der Consultation, denn ich kann positiv behaupten, daß sie weder seinen Rath befolgen noch

seine Medicin nehmen. Sie ziehen es immer noch vor, sich große grüne Pflaster an beide Schläfen zu kleben und Decocte von wunderkräftigen Mitteln zu trinken, welche nach den vor so und so viel Jahrhunderten festgestellten Grundsätzen zubereitet sind. Rufen sie in ernsten Fällen ihre einheimischen Aerzte zu Hülfe, so erinnern sie sich wohl der Genesenen aber nicht der Gestorbenen und schreiben das Fehlschlagen der menschlichen Geschicklichkeit gewöhnlich der Dazwischenkunft des göttlichen Willens zu. Sobald aber ein Fremder dazu kommt, scheinen sie zu vergessen, daß die Medicin eine Wissenschaft ist, welche für den Erfolg nicht bürgen kann und erwarten nicht nur sichere sondern auch sofortige Heilung; und unglücklicherweise vernichtet eine einzige Fehlcour die Frucht einer viele Monate erfolgreichen Praxis. So beklagte sich ein Chinese einst bitterlich bei mir über einen ausländischen Arzt und verfluchte weinend das ganze System der westlichen Heilkunst, weil der betreffende Arzt seiner Mutter nicht geholfen, die im Alter von achtzig Jahren einen Schlaganfall erlitten hatte. Allerdings werden jährlich viele Eingeborne unentgeltlich durch Rath und Medicin geheilt, und diese gehen dann nach Haus um die Neuigkeit zu erzählen und sich selbst als lebende Beweise der Ge-

schicklichkeit des „fremden Teufels" vorzustellen. In den meisten Fällen aber glauben ihre Freunde entweder, daß Zauberkünste angewandt seien, oder daß auch ein chinesischer Arzt den Fall mit demselben Erfolg behandelt haben würde, und deshalb wächst die Zahl der Patienten in einem dem erreichten Guten sehr wenig entsprechenden Verhältniß. Hätte das Vertrauen zu den ausländischen Aerzten wirklich zugenommen, so müßten wohlhabende Chinesen sie regelmäßig rufen lassen und dazu beitragen, daß sich ihre Praxis auch über die Handelsplätze und Häfen verbreitete. Es ist lächerlich in einer Nation von mehreren hundert Millionen auf vereinzelte Fälle hinzuweisen und daraus auf den Fortschritt zu schließen, daß der General oder der Präfekt N. N. sich von einem ausländischen Wundarzte einen Abscess haben öffnen lassen und ihm am andern Tage mit einem „blumigen" Dankbrief ein paar chinesische Schinken übersandt haben. Die Chinesen als Volk lachen über unsere Medicin, und ich muß hinzufügen, mit einigem Anschein von Recht ihrerseits. Sie besitzen eine ausgedehnte medicinische Literatur, und obwohl wir diese als ein Gemisch von offenbarem Unsinn vollständig verurtheilen mögen, so thut es doch der Chinese nicht, der vielmehr seine Kenntnissein diesem Zweige des Wissens als eines

der vielen werthvollen Erbthümer betrachtet, welche ihm aus den Zeiten des graueſten Alterthums überkommen ſind.

Ich erwähnte in der letzten Skizze ein Werk in acht kleinen Bänden, betitelt „Neue Sammlung erprobter Heilmittel“. Dieſes Buch, welches die vorzüglichſten und von den größten Autoritäten anerkannten Heilmittel für manche der gewöhnlichſten Krankheiten des Menſchen zu beſitzen behauptet, giebt eine gute Vorſtellung von dem Zuſtande der theoretiſchen und praktiſchen Medicin in China. Es zerfällt in Abſchnitte und dieſe Abſchnitte in Kapitel mit Ueberſchriften, wie: Das Auge, die Zähne, die Hand, das Bein u. ſ. w. Ich habe zwar von den dort geſammelten Vorſchriften bereits zwei über die Methoden des Zahnausziehens angeführt, doch würde es eine Ungerechtigkeit gegen den gelehrten Verfaſſer ſein, wenn ich überginge, daß er nicht nur gegen ſolche leichten Erkrankungen wie Froſtbeulen oder Magenſchmerzen Mittel angiebt, ſondern auch gegen alle Arten ſchwerer Krankheiten, welche durch den verderblichen Einfluß von Dämonen oder Teufeln entſtehen. Ein ganzes Kapitel iſt ferner den „Außerordentlichen Krankheiten“ gewidmet und giebt den davon Betroffenen Anweiſungen, wie ſie ſich ſofort Erleichterung

verschaffen können, z. B. in Fällen, „wo das Gesicht so dick geschwollen ist wie eine Metze und kleine drei Fuß hohe Männer in den Augen erscheinen." „Ein Ding sehen, als ob es zwei wären," würde von abendländischen Aerzten kaum zu den außergewöhnlichen Krankheiten gerechnet werden; es ist auch selbst unter Fremden in China nicht ganz unbekannt. In dieselbe Kategorie gehört auch „Dinge nach Weintrinken verkehrt sehen," und dies kann gleichzeitig als ein neuer Beweis der von den meisten Beobachtern gefundenen Thatsache gelten, daß die Chinesen ein nüchternes Volk sind. Krankheiten, wie „das Sehen kaleidoskopischer Bilder, welche sich in schöne Frauen verwandeln", „das Hartwerden des Fleisches wie Stein, wobei es auf Klopfen wie eine Glocke klingt", „die Weigerung in Gesellschaft zu essen" und dergleichen mehr, werden durch besondere Mittel gehoben, welche der gelehrte Dr. Wang mit dem größten Ernste seinen gläubigen Patienten anpreist.

Die Chinesen blicken mit Argwohn auf die nüchterne Behandlung des Westens, wo kein Sandelholz verbrannt und kein Papiergeld auf dem Altar eines Lieblings P'u-sa geopfert wird; wüßten sie indeß die ganze Wahrheit, so würden sie schließlich finden, daß für die Wiedergenesung eines Kranken auch bei uns

vielfach Bittgebete ebenso wichtig gehalten werden, wie das Einnehmen von Pillen und Tränken. Ferner haben sie, wie häufig auch unsere Landleute, kein Vertrauen auf eine Medicin irgend welcher Art, wenn sich ihre Wirkung nicht nur schnell, sondern auch kräftig bemerkbar macht. Dieser Wunsch wurde einem armen Kuli in reichem Maße erfüllt, als er sich an einen meiner Bekannten wandte und zur Vertreibung von Kopfweh und Gallenfieber um eine ausländische Medicin bat. Mein Freund dachte sofort an ein Seidlitzpulver; als aber alles bereit stand, die Säure in einem Weinglase, das Salz in einem andern, gab ihm der Teufel ein, es sein armes Opfer nach einander trinken zu lassen. Die Wirkung läßt sich nicht beschreiben; die schreckliche Viertelstunde, welche der unglückliche Kuli verlebte, curirte aber seinen experimentirenden Herrn wirksam von jedem weiteren Versuch Späße so außerordentlich gefährlicher Art auszuführen.

---

# Medicin.

## II.

In der „geistigen Oase" der chinesischen Literatur m allgemeinen und der „Neuen Sammlung erprobter Heilmittel" im besondern schwelgend, wurde ich dazu geführt, meine Forschungen in diesem werthvollen Werke noch weiter fortzusetzen. In Europa würde der Ruf einer medicinischen Abhandlung hinreichend begründet sein, wenn sie nur ein solches einfaches und wirksames Mittel für das Ausziehen der Zähne angegeben hätte, wie ich in der Skizze über Zahnarzneikunst angeführt habe; aber ein chinesischer Leser ist nicht so leicht zu befriedigen, und es ist mehr nöthig als bloße Heilmittel gegen Husten, Erkältung, Hüftweh oder Gicht, um jenem einen Platz neben den berühmten Aerzten Chinas zu sichern. Selbst ein in den Augen der skeptischen Barbaren so wunderbares Kapitel, wie das über „außer-

ordentliche Krankheiten", genügt dem hungrigen Gemüth des Eingebornen nicht: Der Autor mußte erst noch einen ganzen Abschnitt der wunderbarsten Heilmittel und Gegengifte für und wider alle möglichen der unglaublichsten Krankheiten und Gifte geben, ehe er als ein Mann von Genie, und sein Werk als das Resultat eingehender Studien auf dem Gebiete der Therapie anerkannt wurde. So kommt es denn, daß der Verfasser der „Neuen Sammlungen erprobter Heilmittel" am Ende des letzten Bandes solche Erfahrungen aus seiner Praxis anführt, welche er seinem Buch nicht gut hat einverleiben können, und aus diesem Kapitel will ich einige der beachtenswerthesten Stellen mittheilen.

Es wird Herrn Darwin vielleicht interessiren, falls diese Worte je zu ihm gelangen sollten, daß das Wachsthum der Schwänze*) bei den Chinesen nicht nur auf den Haaranhang beschränkt ist, der so graziös auf den Rücken fällt, und der mit Fett beschmiert, den äußern Menschen eines jeden hoch- und niedrig gebornen Bewohners des himmlischen Reiches vollendet. Jedenfalls findet sich die Verlängerung der Wirbelsäule so häufig,

*) Ein unübersetzbares Wortspiel: tail Schwanz und Zopf. D. Ue.

daß Dr. Wang sie als eine Krankheit betrachten darf; er giebt als Mittel dafür an, von Zeit zu Zeit ein Stück eines eigenthümlich präparirten Fadens immer fester um den Schwanz zu schlingen, bis er abfällt. Gegen sein Wiederwachsen kann man sich durch ein Verfahren sichern, welches jede geringfügige Unregelmäßigkeit des yin oder des weiblichen Princips verbessert und die unangenehme Neigung ein für alle Mal aufhebt.

Dann folgen genaue Anweisungen zur Vertilgung aller Arten von Parasiten, weißen Ameisen, Muskitos u. s. w.; doch glaube ich aus dem reichlichen Vorkommen solcher Insecten in allen Theilen Chinas schließen zu dürfen, daß die Eingebornen solchen Kleinigkeiten gegenüber gleichgültig sind und von ihnen nicht dasselbe Unbehagen verspüren, wie die zarter besaiteten Barbaren. —

Das nächste Kapitel müßte uns etwas in Erstaunen versetzen, wenn wir nicht mit den Abschweifungen chinesischer Schriftsteller wohl vertraut wären, und der betreffende Abschnitt „allerlei Vorschriften" enthalten sollte, zu denen man eben alles rechnen kann; doch ist der Uebergang von der Vertilgung der Insecten zu einem Mittel gegen Feuersbrunst für ein ernsthaftes medi-

cinisches Werk allerdings etwas plötzlich. „Nimm drei Hühnereier und schreibe auf das breite Ende eines jeden das Wort warm, auf das spitze das Wort schön; wirf sie einzeln an die Stelle, wo es am hellsten brennt und sage dazu „fuschefahrun, fuschefahrun", so wird das Feuer sofort erlöschen." Es giebt zwar noch einige andere Methoden, doch wird sich diese vielleicht als wirksam erweisen.

Ferner finden wir eine höchst praktische Anweisung für Fußgänger den richtigen Weg bei einem Kreuzwege zu wählen. „Nimm eine lebendige Schildkröte mit Dir, und wenn Du an einen Kreuzweg kommst und nicht weißt, welchen von beiden Wegen du einschlagen sollst, so setze sie nieder und folge ihr; dann wirst du nicht fehl gehen. Für Leute, welche in der Nacht Gespenster zu sehen fürchten, wird folgendes Mittel empfohlen: „Mit dem Mittelfinger der rechten Hand schreibe auf die Handfläche der linken die Worte: ich bin ein Teufel und schließe dann die Hand fest, so kannst du ohne Furcht reisen." Vor der Seekrankheit kann man sich dadurch schützen, daß man die mit heißem Wasser vermischten Tropfen aus dem Loche eines Bambuskahnes trinkt; auch indem man einen Klumpen verbrannten Mörtels aus einem Ofen in das Haar thut, ohne einem Menschen

etwas davon zu sagen; oder wenn man das Zeichen für Erde auf die Handfläche schreibt, ehe man an Bord geht. Elfenbein läßt sich durch Bohnensaft so reinigen, daß es wie neues aussieht; Reis kann man vor Kornwürmern und Maden behüten, wenn man eine Krebsschale an die Stelle legt, wo er aufbewahrt wird. Schlechte Luft in Brunnen entdeckt man dadurch, daß man eine Hühnerfeder hineinfallen läßt; fällt sie gerade hinab, so ist die Luft rein, wirbelt sie beim Falle umher, so ist sie vergiftet. Eine Gefahr kann man abwenden, wenn man vor dem Ausgehen etwas heißen Essig fallen läßt; ein Feuer kann man ohne Material hinzuzuthun, drei bis fünf Tage lang brennend erhalten, wenn man eine Wallnuß in die glühende Asche wirft; es wird sogar ein Mittel angegeben, ein Licht viele Stunden lang ohne merkliche Größenabnahme brennen zu lassen.

Ich schließe Dr. Wang's „Neue Sammlung erprobter Heilmittel" mit den gemischten Gefühlen der Bewunderung und des Bedauerns. Bewunderung — nicht wegen des Genies des Verfassers oder wegen eines neuen Lichtes, das während meines Studiums dieser „geistigen Oase" der chinesischen Literatur in mir aufgestiegen ist, sondern wegen der unüberwindlichen Energie und Geschicklichkeit derjenigen, welche dazu beigetragen haben,

uns aus ähnlichen Fesseln der Unwissenheit und Thorheit zu befreien. Bedauern — daß eine Nation, welche in ihrem Innersten den Keim einer zukünftigen Größe trägt, noch in den tiefsten Tiefen von abergläubischem Dunkel versunken liegt.

# Leihgesellschaften.

In einem Lande, in dem das Geld nur zu einem so exorbitanten Zinsfuße zu haben ist, wie in China, ist es erklärlich, daß man sich der Nothwendigkeit zu entziehen versucht hat, seine Zuflucht zu einem gewerbsmäßigen Geldleiher nehmen zu müssen. Drei Procent monatlich ist der höchste Zinsfuß, den das chinesische Gesetz gestattet und kann in Erwägung der ganzen Gefahr, welche der Verleiher dabei läuft, auch nicht für zu hoch erachtet werden. Er hat zwar die Bürgschaft eines oder mehrerer „Vermittler", gewöhnlich Krämer, deren Zahlungsfähigkeit über allen Zweifel erhaben ist; doch kommt es oft vor, daß diese Biedermänner sich weigern, ihren Verpflichtungen nachzukommen, ohne sich herabzulassen einen Grund dafür anzuführen, und dann ist sein weiteres Verfahren nicht so einfach, wie es unter einem Regierungssystem, das zweitausend Jahre zu seiner Vervollkommnung

Zeit gehabt hat, sein könnte. Gläubiger wie Schuldner fliehen die bemalten Portale des Yamen*) der Beamten, wie die Pforten der Hölle, denn über ihnen steht derselbe entsetzliche Spruch, der die Seele Dantes erstarren ließ, als er vor dem Eingang der Hölle stand: die Eintretenden können wirklich alle Hoffnung fahren lassen. Ehe sie ihr Anliegen vorbringen dürfen, werden beide Parteien von dem Portier — ein sehr einträglicher Posten in allen Yamens — „geschröpft;" dann müssen Kläger sowohl als Verklagter nach dem Slang in Peking „einen Schnitt machen" d. h. dem Richter und seinen Untergebenen, je nach den auf dem Spiele stehenden Interessen, ein Geldgeschenk machen. es giebt zwar in manchen Yamens eine gesetzliche Skala für die Gebühren, aber diese wird in der Praxis stets überschritten. Dann wird der Fall angehört und gelegentlich auch nach Recht beurtheilt; ich sage gelegentlich, weil neunmal unter zehn Fällen, eine von den beiden Parteien privatim um die Gunst der guten Meinung seiner Gnaden bittet. Thun dies beide Parteien, so wird das Recht dem Meistbietenden zuerkannt; und der Verurtheilte geht fort und flucht auf das Gesetz

*) Amtliche und Privatwohnung zu gleicher Zeit.

und seine Vertreter aus Leibeskräften, denkt auch vielleicht daran, an eine höhere Instanz zu appeliren, kommt aber regelmäßig in Anbetracht weiterer Kosten und wiederholter Verurtheilungen davon zurück. Der gewinnende Theil geht fröhlich seines Weges fürbaß; ehe er aber ein freier Mann wird, hat er noch eine Pflicht zu erfüllen: er muß den „Schnitt" beim Eintritt in das Yamen wieder gewinnen, ihn „zusammennähen"; dann ist die Geschichte zu Ende und die Prophezeiung erfüllt, die da lautet:

„Des Yamens Thür steht offen weit
Für die, mit Geld an ihrer Seit'".

Ein klügerer und entschlossenerer Gläubiger nimmt das Gesetz selbst in die Hand. Mit einem Theetopfe, einer Pfeife und einer Matratze bewaffnet, je nachdem es die Umstände erfordern, begiebt er sich in den Laden des widerspenstigen Schuldners und bleibt da, bis die Schuld bezahlt ist. Schützt dieser Zahlungsunfähigkeit vor so besteht der „Exekutor auf eigene Faust" darauf, daß die Schuld allmälig aus den täglichen Einnahmen gedeckt wird; ist es lediglich Widerspenstigkeit oder der Wunsch, sich einer rechtmäßigen Verpflichtung zu entziehen, so macht der hartnäckige Besucher seinem Schuldner das Leben so heiß, daß dieser schließlich froh

ist, ihn zu jedem Preise los zu werden. Wenn Thätlichkeiten entständen, so würde die Dazwischenkunft der Ortsbehörden die unbedingte Folge sein und in allen Fällen, wo persönliche Beleidigungen im Spiele sind, ist ihre Amtsführung keineswegs durch dieselbe Tyrannei und Bestechlichkeit ausgezeichnet, wie wenn es sich nur um Eigenthum handelt: die Sache würde für den angreifenden Theil sehr schlecht stehen.

Um sich jedoch vor solchen Unannehmlichkeiten wie den oben erwähnten zu schützen, pflegen sich die chinesischen Kaufleute zusammenzuthun und zum Besten der Theilnehmenden sogenannte Leihgesellschaften zu bilden. Jeder Theilnehmer zahlt eine bestimmte Summe ein und diese wird, falls sich nicht jemand freiwillig dazu erbietet, einem durch das Loos bestimmten Kassirer eingehändigt, welcher die Verpflichtung hat, das Geld während des laufenden Monats so vortheilhaft als möglich anzulegen. Häufig übernimmt auch eines der Mitglieder, dem es an Mitteln fehlt, das Geschäft, und dann ist natürlich dieser in Gemeinschaft mit allen Verwaltern für die Sicherheit des Darlehens verantwortlich. Am Ende des Monats wird eine Versammlung abgehalten, der abtretende Kassirer muß die seiner Verwaltung anvertraute Summe mit den daraus inzwischen er-

wachsenen Zinsen zurückerstatten; ein anderes Mitglied erbietet sich freiwillig, oder wird durch das Loos zum Kassirer bestimmt und so fort. Von diesem flüssigen Fond kann jedes Mitglied zu sehr niedrigen Zinsen borgen, und da keine Dividenden ausgezahlt werden, so sind manche dieser Clubs enorm reich. Jedem Mitgliede wird bei seinem Austritt der auf es fallende Theil des Gesellschaftskapitals ausgezahlt. Von Fremden wird der laufende Procentsatz verlangt, vielleicht auch ein geringes weniger; doch werden die Darlehen nur auf die beste Sicherheit gegeben.

# Gilden.

In jeder großen Stadt Chinas finden sich mehrere umfangreiche Gebäude, welche meist zu den Sehenswürdigkeiten des Ortes gerechnet werden und den Fremden unter dem Namen Gilden bekannt sind. Reisende besuchen sie und bewundern die ungeheure Menge von Blattgold, welches in einem Minimum von Raum zusammengedrängt ist, die kolossalen Götterbilder und die wunderbaren Schnitzereien, kümmern sich aber natürlich nur wenig um dasjenige, was der Eingeborene selbst zu den größten Merkwürdigkeiten zählt, wie Skizzen und Arabesken von der Hand eines verstorbenen berühmten Mannes. Fremde Kaufleute betrachten sie mit einer Art von Furcht, denn es kommt nur zu oft vor, daß sie den Einfluß, welchen diese Institute auf alle Zweige des Handels ausüben, hart genug empfinden. Sie entstehen auf folgende Weise:

Wenn Kaufleute aus irgend einer Provinz sich in einem der großen Handelscentren in genügender Zahl zusammengefunden haben, so thun sie sich zusammen und bilden eine Gilde. Es wird eine allgemeine Subscription eröffnet, Land angekauft, das erforderliche Gebäude errichtet, Statuten entworfen und der Gütertarif festgesetzt, aus welchem das Institut sein zukünftiges Einkommen bezieht. Gewöhnlich finden sich für alle Hauptproducte des Landes besondere Gilden; gemischte Etablissements sind verhältnißmäßig selten. Die Mitglieder als Körperschaft haben darauf zu achten, daß der Beitrag, den der Einzelne zahlt, im Verhältniß zu der Menge von Waaren steht, welche er umsetzt, und die Bücher von verdächtigen Defraudanten werden oft plötzlich und ohne vorhergegangene Warnung revidirt. Die Gilde beschützt ihre Mitglieder vor commercieller Schädigung dadurch, daß sie dem Schuldigen mit gerichtlichem Vorgehen droht, und selbst ein Mandarin, wie tyrannisch und habgierig er auch sein mag, wird nicht wagen diese Drohung zu verachten, wenn er einer Körperschaft entschlossener und einiger Männer sich gegenüber sieht. Andererseits sehen diese Gilden aber auch wieder ihren eigenen Mitgliedern nichts nach und weigern sich nicht nur eine schlechte Sache zu unterstützen, sondern bestehen auch auf

gerechtem und unparteiischem Verfahren anderen Leuten gegenüber.

Häufig legt man ihnen Fragen über schwierige Punkte des Rechts oder des Gebrauchs zur Begutachtung vor, und eine der Hauptfunctionen einer Gilde ist die eines Schiedsgerichts. Dazu kommt, daß sie die Marktpreise für sämmtliche Producte festsetzt, und wehe demjenigen, der es wagen sollte, die Waaren zu einem niedrigeren Preise zu verkaufen oder sonst den Anordnungen der Gilde ungehorsam zu sein. Widersetzt er sich, so wird er sofort aus der Genossenschaft gestoßen, und wenn er einmal in Noth geräth, so bietet sich ihm keine hülfreiche Hand, um ihn aus den Klauen des Gesetzes zu retten. Wenn er aber, wie gewöhnlich, seinen Treubruch zugiebt, so wird er nach den gedruckten Gesetzen der Corporation bestraft. Auf einen langen Streifen von rothem Papier schreibt man seinen Namen und seine Adresse, das Vergehen, dessen er überführt ist, und die Strafe, welche ihm die Gilde dafür auferlegt hat. Letztere besteht gewöhnlich in einem Festmahle für alle Mitglieder, welches an einem festgesetzten Tage gegeben wird und von theatralischer Unterhaltung begleitet sein muß; dann wird der verirrte Bruder wie zuvor zu dem

Genusse der Privilegien und Rechte zugelassen, die er sonst unfehlbar würde verloren haben.

Bei feierlichen Gelegenheiten, wie z. B. bei dem Geburtstage des heiligen Schutzpatrons, verwendet die Gilde große Summen aus der gemeinsamen Kasse zu einem Festgelage für die Mitglieder und miethet eine Schauspielergesellschaft, welche zu ihrem ewigen monotonen Tamtam auf der ständigen Bühne, die sich in jedem dieser Etablissements findet, spielt. Die Bewohner von Anhui feiern den Geburtstag von Tschu-hsi, dem großen Commentator, dessen Gelehrsamkeit der Provinz, in der er geboren, ewige Ehren gebracht hat; in Swatow feiert man ein großes Fest zu Ehren von HanWen-kung, dessen Name zu den berühmtesten in der chinesischen Geschichte gehört. Es dauert einen vollen Tag, und sobald die Dunkelheit anbricht, werden unzählige Papierlaternen in Guirlanden über dem ganzen Gebäude aufgehängt. Die Menge wächst, eine Posse folgt der andern ohne einen Augenblick Unterbrechung, und mancher Kessel dampfenden Weins erwärmt die Zuschauer zu der passenden Höhe von Enthusiasmus und Entzücken. Noch vor Mitternacht ist das letzte Lied verklungen, die Menschenmassen haben sich ruhig und ohne irgend welchen Un-

fall verlaufen, und der Hofraum der Gilde liegt wieder still und einsam da.

Jeder Kaufmann hat das Recht, sich ohne Vorschlag, Unterstützung oder Ballottement derjenigen Gilde anzuschließen, welche seine eigene Provinz oder seinen Handel vertritt. Es ist dabei Sitte, daß er der Gilde eine Anzahl neuer Glaslaternen, ein Paar werthvolle Arabesken, einige neue Tische, Stühle und was sonst zum Nutzen oder zur Zierde gereichen kann, zum Geschenk macht. Wenn es ihm an Geld mangelt, so schießt man ihm selbst ohne genügende Sicherheit Geld vor. Wenn er in Armuth sterben sollte, so sorgt man stets für einen Sarg, bestreitet die Kosten für das Begräbniß, schickt sein Weib und seine Kinder nach ihrer fernen Heimath und versieht sie mit Geld, das zu diesem Zwecke von einer Generalversammlung der Mitglieder bewilligt wird. Würden diese Gilden nicht bei Feuersgefahr für Leben und Eigenthum in China Sorge tragen, so wären die chinesischen Städte noch gefährlicher, als sie es jetzt schon sind. Jede hat ihre eigene Spritze, welche beim ersten Feuerlärm herausgebracht wird, ganz gleichgültig, wo das Feuer ist oder wessen Haus in Gefahr steht. Gehört es einem der Ihrigen, so werden Wachen

um die Brandstätte postirt, um etwaige Diebstähle seitens der umstehenden Menge zu verhindern, und die Bemühungen dieser Schaar werden durch die Ueberlegung angestachelt, daß ihre Lage und die der augenblicklich Gefährdeten sich in jedem Augenblick umkehren kann.

Erprobte Männer sind dazu bestimmt, die wichtigste Aufgabe von allen auszuführen, nämlich den Leichnam aus den Flammen zu holen, der jedem echten Chinesen das Theuerste auf Erden ist. Denn es kommt oft vor daß ein schwer zu befriedigender Wahrsager eine Stelle nach der andern als zur Beerdigung eines verstorbenen Verwandten ungeeignet verwirft oder vielleicht, daß der für die Begräbnißceremonie als glücklich festgesetzte Tag erst einige Monate nach dem Tode fällt. Inzwischen bricht in dem Hause, wo der Leichnam in seinem massiven, luftdichten Sarge liegt, Feuer aus, und alles geräth in Verwirrung und Aufruhr. Der erste Gedanke gilt dem Todten; aber wer ist im Stande, eine so schwere Last zu heben und sie ohne das gefürchtete Schütteln, das dem Ueberlebenden fast ebenso viel Schmerz verursacht als das Verbrennen selbst, nach einem sichern Orte zu schaffen? Dergleichen qualvollen Gedanken wird gewöhnlich durch das Erscheinen von sechs bis acht hand-

festen Leuten aus der nächsten Gilde ein Ende gemacht, welche, mit den nöthigen Tauen und Stangen ausgerüstet, den Sarg mit der äußersten Sorgfalt und Behutsamkeit durch Flammen und Rauch hinaus in's Freie schleppen.

---

# Pfandleiher.

Nur wenige meiner Leser werden über den Gegenstand dieser Skizze — ein chinesisches Pfandgeschäft — große Erfahrungen gesammelt haben, denn der Verkehr in diesen Höhlen der Armuth und des Lasters hat in der That höchstens für den Erforscher der Sitten und Gebräuche Chinas etwas Anziehendes. Dieselbe entsetzliche Armuth, welche in England die geheimnißvoll aussehenden und durch drei schwebende vergoldete Kugeln kenntlichen Thüren ein und ausgeht, sieht man auch in den Pfandläden Chinas, obwohl die Verpfändung persönlichen Eigenthums mehr als Geschäftssache betrachtet wird, und nicht wie bei uns als eine Handlung, welche sich vor den Augen der Welt zu verbergen hätte. So ist nichts gewöhnlicher, als daß der glückliche Besitzer einer Pelzgarderobe diese von Beginn des Sommers bis zum Eintritt des Winters versetzt. Die Pfandleiher verwenden

in ihrem eigenen Interesse die größte Sorgfalt auf alle Pfänder, da die nicht eingelösten ihr Eigenthum werden, wenngleich sie jeden Schadenersatz so lange sie in ihrem Besitz sind, verweigern; der Besitzer der verpfändeten Sachen hat sich dagegen durch Zahlung der festgesetzten Zinsen aller Mühen und Besorgniß überhoben.

Man kann die chinesischen Pfandgeschäfte in drei Classen theilen, von denen aber die erste seit der Zeit der T'ai-p'ings überall, soweit sich die Fluth der Revolution ergossen hat, vollständig verschwunden ist. In diesem tien tang konnte ein Gegenstand drei Jahre bleiben ohne zu verfallen und zu seiner Einrichtung mußte die besondere Erlaubniß von der Schatzkammer in Peking eingeholt werden. Die beiden andern, tschih tang und ssü ya, sind in ganz China weit verbreitet, und auf diese allein will ich meine Bemerkungen beschränken. Das erstere, welches man als das eigentliche Pfandleihgeschäft betrachten kann, ist, was das Geschäft selbst betrifft, ein Privatinstitut, zu dem aber erst durch Erlegung einer geringen Abgabe an die Ortsbehörde, die Erlaubniß erworben werden muß, und dessen Geschäftsgang durch besondere, von dem Kaiser selbst erlassene Gesetze geregelt wird. Innerhalb sechszehn Monate muß das Pfand eingelöst werden oder es

wird Eigenthum des Pfandleihers; die früher auf vier Procent festgesetzten Zinsen sind jetzt auf drei Procent pro Monat ermäßigt. Ehe jemandem die oben erwähnte Erlaubniß ertheilt wird, muß er zur Verhütung eines plötzlichen oder betrügerischen Bankerotts ein genügendes Kapital nachweisen. Für jeden abhanden gekommenen Gegenstand, den der Besitzer zurückkaufen will, kann der doppelte Betrag des ursprünglichen Darlehens von dem Pfandleiher gefordert werden. Sollte der Eigenthümer des Pfandes durch Diebstahl oder durch einen andern Zufall seinen Pfandschein verlieren, so kann er mit zwei Bürgen zu dem Pfandgeschäft gehen und falls er Nummer, Datum und Höhe des Darlehens noch weiß, sich einen anderen Schein ausstellen lassen, auf den er sein Eigenthum sofort oder zu jeder spätern Zeit innerhalb der ursprünglichen sechszehn Monate wieder einlösen kann. Pfandscheine werden nicht selten wieder als Pfand angeboten und bereitwillig angenommen, da das Darlehen nie mehr als die Hälfte des Werthes des Pfandes beträgt; häufig werden sie auch entweder an dritte Personen oder sogar an den Pfandleiher, welcher sie ursprünglich ausgestellt hatte, verkauft. Als der Zinsfuß noch vier Procent pro Monat betrug, war es stehende Regel, daß während der drei letzten Monate des Jahres, d. h,

der Winterzeit, die Pfänder zu einem geringern Preise eingelöst werden konnten, so daß die ärmern Leute Gelegenheit hatten, ihre wattirten Kleider zurückzukaufen um sich vor den Unbilden von Frost und Kälte zu schützen. Seitdem aber der Zinsfuß auf drei Procent herabgesetzt ist, hat diese Sitte fast aufgehört; doch wird ihre Befolgung manchmal durch einen besondern Erlaß des Ortsmagistrats angeordnet, wenn die Lebensbedürfnisse ungewöhnlich theuer sind, — und die Zeiten sind gewöhnlich schlecht. Folgendes ist die Uebersetzung eines von solchem Geschäft ausgestellten Scheines, das man in einer chinesischen Stadt gewöhnlich an dem Zeichen für Pfand erkennt, welches in gewaltiger Größe an irgend einer auffälligen Stelle angebracht ist. „In Gemäßheit der Anordnung der Behörde ist der Zinsfuß auf drei Procent (pro Monat) auf eine Zeit von sechszehn Monat festgesetzt, nach deren Ablauf das Pfand, falls es nicht eingelöst, das Eigenthum des Pfandleihers wird, über das dieser nach Belieben verfügen kann. Alle Schäden, die dem Pfande durch Krieg, Naturereignisse, Insecten, Ratten, Melthau u. s. w. entstehen, sollen von beiden Seiten als der Wille des Himmels aufgefaßt werden. Das Pfand wird auf Vorzeigung dieses Scheines ohne Ansehen der Person des Besitzers

zurückgeliefert." Daneben findet sich noch Name und Adresse des Pfandleihers, eine Nummer und Beschreibung des verpfändeten Gegenstandes, die vorgestreckte Summe und schließlich das Datum an besonderer Stelle auf dem Schein angebracht, der zum Schutz gegen Fälschung mit dem Privatstempel des Pfandgeschäfts versehen wird. Juwelen werden nicht als Pfand angenommen, Gold und Silber nur unter gewissen Einschränkungen.

Die andere Classe wird nicht von der Behörde anerkannt und ihre Existenz ist ungesetzlich, obgleich sie natürlich übersehen wird. Das Darlehen ist zwar höher als bei dem erlaubten Pfandgeschäft, dafür aber auch der Zinsfuß ein bedeutend höherer; die Pfänder können nur innerhalb dreier Monate eingelöst werden und auf dem Schein ist nichts über die Entschädigung des Pfandes festgesetzt; bei Fälschung oder Betrug wird von beiden Seiten kein Ersatz geleistet, denn jeder Beamte würde eine Klage für oder gegen eines dieser unerlaubten Geschäfte zurückweisen. Sie treiben ihr Geschäft in steter Furcht vor den Straßendieben, welche jede chinesische Stadt unsicher machen und leihen diesen Schuften auf werthlose Gegenstände, die sie ihnen in vielen Fällen ohne Zahlung weder des Kapitals noch der

Zinsen zurückerstatten. Hierdurch sichern sie sich vor Unannehmlichkeiten, welche „nackte Pfähle“ die nichts zu verlieren haben, bei der ersten besten Gelegenheit ihnen bereiten könnten, und welche sie unfehlbar in die Klauen hungriger und habgieriger Beamter liefern würden. Die Zahltische, an denen die Geschäfte abgeschlossen werden, sind sechs bis acht Fuß hoch, sehr stark gebaut und so eingerichtet, daß sie sich nur sehr schwer erklettern lassen und einen kühnen Griff, mit der Absicht auf die Straße zu entspringen, vollständig unmöglich machen. Und in einer chinesischen Stadt, wo keine Polizeimacht auf Sicherheit des Lebens und Eigenthums achtet, und wo jeder einen Dieb lieber laufen läßt, als sich der Gefahr auszusetzen, als Zeuge vor den Richter gefordert zu werden, ist es sehr nöthig, sich vor derartigen Zufälligkeiten zu schützen. Unter den jetzigen Verhältnissen sind die Pfandgeschäfte wohl die blühendsten im ganzen Lande, und manche der höchsten Beamten vertrauen ihnen ihre „Ersparnisse“ an, die sie in dem ihrer väterlichen Obhut überwiesenen Distrikte gemacht haben.

# Postdienst.

Viele Ausländer in China haben von dem Vorhandensein einer einheimischen Post keine Ahnung, und die wenigen, welche von einem solchen Institute gehört haben, wissen nichts von der verhältnißmäßigen Sicherheit und Schnelligkeit, mit der selbst ein werthvoller Brief von einem Ende des Reichs zum andern geschickt werden kann. Die Depeschen der Regierung werden nach ihren Bestimmungsorten durch besonders zu diesem Zweck angestellte Leute befördert, welche unter der Aufsicht des Kriegsministeriums in Peking stehen. Sie reiten von einer Station zur andern trotz ihrer traurigen abgemagerten Mähren mit ziemlicher Schnelligkeit, und wichtige Documente werden so auf große Entfernungen täglich fünfundvierzig deutsche Meilen weit gefördert. Das Publikum ist von der Benutzung dieses Verkehrsmittels

ausgeschlossen, hat aber, durch die Bedürfnisse des Handels dazu geführt, für sich einen eigenen Postdienst eingerichtet.

In jeder chinesischen Stadt von einiger Größe befinden sich sicherlich einige Postämter, von denen jedes einer oder mehreren Provinzen vorsteht, nach und von denen es Briefe und kleine Packete befördert. Die Sicherheit aller ihnen anvertrauten Gegenstände wird garantirt und der Werth ersetzt, wenn sie verloren gehen; gleichzeitig muß der Inhalt aller Packete bei der Aufgabestelle declarirt werden, damit ein entsprechendes Porto für ihre Beförderung erhoben werden kann. Die Briefträger gehen hauptsächlich zu Fuß, benutzen aber auch manchmal Esel, welche man überall auf den großen Verkehrsstraßen Chinas findet, und welche mit unfehlbarer Sicherheit von einer Station zur anderen laufen. Trotzdem diese Esel nur von dem Miether begleitet sind, braucht man doch nicht zu fürchten, daß sie gestohlen würden, denn ein Reisender, der sie von ihrem gewohnten Wege abbringen oder zwei Stationen ohne Aufenthalt zurücklegen wollte, müßte sie mit Gewalt fortschleppen. Mit achtzig bis neunzig Pfund Postgepäck trotten diese Männer eine Meile in der Stunde, bis sie an ihrem Bestimmungsort angelangt sind, händigen hier den Pack einem frischen Mann ein, welcher, gleichviel ob

Tag ob Nacht, ob schlechtes oder gutes Wetter, aufbricht, bis auch er sich seiner Verantwortlichkeit entledigt und den Pack einem dritten Mann eingehändigt hat. Um sich vor früher Arbeitsunfähigkeit zu schützen, machen sie sich zur Regel nie eine volle Mahlzeit einzunehmen; sie essen sich, wie der Chinese sagt, zu sechs bis sieben Zehnteln voll und nehmen so oft Speise zu sich, als sie Hunger verspüren. Sie rekrutiren sich aus den stärksten und gesündesten Männern der arbeitenden Classe, und es ist für einen chinesischen Briefträger vor allem unerläßlich, daß er sich nicht durch irgend einen gespenstischen Feind, wie Hexen oder Teufel in Furcht jagen läßt. In dieser Hinsicht muß die Festigkeit seiner Nerven erprobt sein, ehe man ihm ein Postpaket anvertrauen kann, denn ein ordentlicher Chinese hat eine so instinctive Furcht vor Nacht und Dunkelheit, daß das geringste Geräusch am Wege ihn veranlassen würde, den Sack abzuwerfen und davonzulaufen, als ob alle Geister der Finsterniß zusammen und in demselben Augenblick auf ihn losgelassen wären.

Der Portosatz ist sehr gering. Ein Brief von Peking nach Hankou — circa hundertundfünfzig Meilen Luftlinie — kostet nur acht Cents oder vierzig Pfennig Etwa dreißig Procent des Portos trägt der Absender

um die Post vor Betrug und Verlust zu sichern; der Ueberschuß kann von dem Adressaten wieder erhoben werden. Diese Postämter werden von den Kaufleuten bei ihren Handelsgeschäften viel gebraucht, und Wechsel werden stets so verschickt. Solche Dokumente sowie kleine Packen chinesischen Feinsilbers bilden eine ziemlich werthvolle Last und würden oft den Wegelagerern zur Beute fallen, welche viele Provinzen unsicher machen, wenn nicht die meisten Geschäfte diesen Eventualitäten durch Zahlung einer bestimmten Summe vorbeugten, welche regelmäßig dem Häuptling der Bande eingehändigt wird. Für diesen Sold verpflichten sich die Räuber des Districts nicht nur sich selbst der Plünderung zu enthalten, sondern auch andere daran zu hindern. Dabei stehen sich besonders die Ortsbehörden ganz vorzüglich, denn sie verfielen in Strafe, wenn es bekannt würde, daß ihr Regiment zu schwach und ihr Beispiel nutzlos wäre, den District von den Brandschatzungen der Diebe und Wegelagerer frei zu halten. Auch große Firmen, welche zwischen bestimmten Stationen an Reisende Wagen vermiethen, pflegen nicht selten mit diesen Briganten der Nachbarschaft zur Sicherheit ihrer Kunden einen Vertrag abzuschließen. An manchen Orten lassen die Militärbehörden Reisende, welche die Gasthäuser vor Tagesanbruch verlassen, von

Sodaten geleiten, bis der Tag sie vor den Gefahren eines plötzlichen Angriffes sicherstellt. An anderen Orten hat man wieder Trupps gut eingeübter Männer, welche sich in Gesellschaften von drei bis fünf vermiethen, um einen Wagenzug mit seinem Dutzend Passagiere über solche gefährliche Stellen der Gegend zu führen, wo Straßenräuber nach unachtsamen Reisenden auf der Lauer liegen. Die Eskorte besteht nur aus dieser geringen Zahl, denn jeder dieser Männer soll fünf bis sechs Räubern nicht nur an Stärke, sondern auch an Gewandtheit, Uebung und Gebrauch des Schwerts gleichkommen. Um sich an den Kampf mit einer großen Anzahl zu gewöhnen und sich die nöthige Geschicklichkeit im Fechten gegen gleichzeitige Angriffe von mehreren zu verschaffen, verfahren diese Leute auf folgende merkwürdige Weise. In einer hohen Scheuer hängen an langen Tauen von dem Dache herab schwere Säcke mit Sand in deren Mitte sich der Uebende aufstellt. Er giebt dem ersten Sack mit der Faust einen tüchtigen Schlag und treibt ihn eine Strecke weit von sich, dann dem zweiten, dritten, und so fort, bis alle in allen möglichen Richtungen um ihn herschwingen. Hat er zwei oder drei fortgestoßen, so muß er auf die Rückkehr des ersten achten und manchmal werden von entgegengesetzten Seiten

zwei zugleich auf ihn fallen. Seine Aufgabe besteht deshalb darin, die ganze Schaar in Schwingung zu erhalten ohne sich jemals von einem berühren zu lassen; mißlingt ihm dies, so kann er sich noch nicht erbieten einen Reisenden über eine einsame Ebene zu geleiten, und nebenbei wird ihn der unbarmherzige Sandsack Hals über Kopf zu Boden werfen.

# Slang.

Wenn auch kein chinesischer Gelehrter es der Mühe werth erachtet hat, ein „Slang-Wörterbuch" zu sammeln, so steht es nichtsdestoweniger fest, daß der Slang in China eine ebenso wichtige Rolle spielt, als in jeder andern Sprache der Welt. Die Diebe haben ihren nur für sie verständlichen Argot, und sogar bei der Unterhaltung in gebildeten Kreisen kann man beständig Ausdrücke hören, deren Ursprung sich mit Sicherheit auf Diebeshöhlen zurückführen läßt.

„Warum so sehr bemalt?" heißt „Was für ein Geck bist Du!" und ist besonders zutreffend in einem Lande, wo unter einer geblümten blauen Seidenrobe oft ein Paar lachsfarbener Unaussprechlicher hervorschauen. Der Ausdruck „Sie haben ihre Karren niedergesetzt" ist gleichbedeutend mit „striken, von der Arbeit ausstehen" und läßt sich leicht in einem Lande erklären, wo der

größte Theil des Transports in dieser mühseligen Weise ausgeführt wird. Karren sind durch das ganze Reich allgemein im Gebrauch, sowohl zur Beförderung von Gütern als von Passagieren; wo größere Entfernungen zurückzulegen sind, spannt man häufig Esel vor. Auch das traditionelle Segel wird gelegentlich noch benutzt, und ich selbst habe zwischen Tientsin und Taku Karren vor dem Winde laufen sehen, welche natürlich von einem Manne geschoben wurden. „Die Kinder haben officielle Beschäftigung" heißt, sie liegen an den Blattern darnieder; die Metapher will sagen, daß die Reihe an ihnen sei, gerade wie in derselben unabänderlichen Weise ein Amt an jeden Mantschu in Peking gelangt. Jetzt vertreibt die Einführung des Impfens allmälig diese irrthümliche Ansicht, aber die angeführte Redensart wird wohl so bald noch nicht verschwinden.

Ein Beamter, welcher „den Platz rein gehäutet hat", hat den seiner Obhut anvertrauten Distrikt bis auf den letzten Pfennig ausgesogen — als „Vater und Mutter des Volkes" wie Seine einheimsende Gnaden genannt wird. „Dies Pferd hat eine Mähne", sagt der chinesische Einbrecher von einer Mauer, welche oben mit Glasscherben oder scharfen eisernen Spitzen wohl verwahrt ist. „Du wirst mit sehr viel Wasser sprengen

müssen", sagt der Freund, der Jemandem räth, sich vor dem Gesetze in Acht zu nehmen, indem er die Habgier der Beamten mit Staub vergleicht, der eine Menge Wasser in Gestalt von Banknoten erfordert, wenn er liegen bleiben soll. Unter einer „blumenreichen Rechnung" versteht man durch ganz China jene besondere Art von Rechnungen, welche die eingeborenen Diener den Fremden so gern aufstellen, und in der doppelte Preise für die Hälfte der eingekauften Waaren angeführt sind. Eine „blumenreiche Klage" ist ein Proceß, in welchem Frauen eine Hauptrolle spielen. „Du ließest mich gestern braten", ist eine feine Anspielung darauf, daß eine Verabredung nicht gehalten wurde, und drückt aus, daß die Sonnenstrahlen unerträglich heiß waren. „Suche dir den Zucker nicht heraus!" ist eine sehr nöthige Mahnung für einen Diener, der auf dem Markte einkaufen soll; die Metapher ist von einer Art süßen Mehlkloß genommen, der von Reich und Arm in großen Mengen genossen wird. Die an dieselbe Menschenclasse gerichtete Redensart „Reite den Esel nicht" läßt sich aus der sprüchwörtlichen Abneigung der Chinesen vor den Anstrengungen des Gehens erklären, wodurch die Versuchung nahe gelegt wird, einen Esel zu miethen und das Geld, das sie für andere Zwecke bekommen haben, für

das Miethgeld auszugeben. Wenn es „in einem Hause nicht rein ist", so haben Teufel und böse Geister, welche der Chinese so sehr fürchtet, ihre Wohnung darin aufgeschlagen; mit anderen Worten, es spukt in dem Hause. Einen Mann, der viel verspricht und nichts erfüllt, nennt man, „Er ist nur Reiswasser," d. h. er giebt nur das Wasser, in dem der Reis gekocht ist, aber den Reis selbst nicht. „Eine Last zwischen zweien" sagt man sehr häufig von zwei Männern, welche zwei Schwestern geheirathet haben. In China besteht nämlich die „Last" eines Kuli aus zwei Körben oder Packen, welche an dem Ende eines flachen Bambusstabes von ungefähr fünf Fuß Länge mit Stricken befestigt sind und so auf der Schulter getragen werden. Daher der Ausdruck. „Die Guitarrensaite ist gesprungen" ist eine elegante Umschreibung, welche besagt, daß die Frau eines Mannes gestorben ist, da das Verbum sterben in der Conversation nur selten und nie von Verwandten oder Freunden gebraucht wird. In „Er wird keine neue Saite auf seine Guitarre ziehen" ist dieselbe Idee weiter ausgeführt, die man auch etwas roher durch „Anziehen eines neuen Rockes" ausdrücken kann. „Sein Vater ist zum Westen versammelt" — (offenbar buddhistischen Ursprungs), „ist nicht mehr" — „macht einen Spazier-

gang" — „hat der Welt Valet gesagt" kann man ebenfalls an Stelle des verpönten Wortes gebrauchen, das man hauptsächlich nur von Thieren und Pflanzen anwendet. Vulgär ist: nach kurzer Krankheit „schlug er hinten aus" analog dem englischen he kicked. Der Kaiser dagegen wird „ein Gast in der Höhe", indem er auf dem Rücken des Drachen zum Himmel reitet, und dergleichen verblümte Wendungen bis zum Ueberdruß mehr. Die buddhistischen Priester „versinken in's Leere", d. h. werden vernichtet; die Seele des taoistischen Priesters „fliegt davon".

„Es fehlt nur noch ein Lichtendchen" sagt man von einer der Vollendung nahen Sache; „rothe" und „weiße Sachen" bedeuten Heirathen und Todesfälle; die Farben rühren von den bei diesen wichtigen Gelegenheiten getragenen Kleidern her. Eine erröthende Person „flammt auf" oder wörtlicher übersetzt „aufflammt". Eine „Geldeinbüße-Waare" ist eine Tochter im Vergleich zu einem Sohne, welcher Geld verdienen kann, während eine Tochter mit einer Aussteuer versehen werden muß, ehe Jemand sie heirathet. Die wirkliche Liebe dagegen, welche chinesische Eltern ebenso für ihre Töchter wie für ihre Söhne fühlen, drückt die Metapher „tausend Unzen Silber" aus. „Gegen einen Nagel laufen" ist analog

dem wider den Stachel löcken. Ein Mann den man nur oberflächlich kennt ist „eine halbe Flasche Essig"; doch habe ich nicht ausfindig machen können, weshalb dafür gerade der Essig gewählt ist. Mit den Worten: er hat immer „seine Flinte in der Hand" tadelt man einen gewohnheitsmäßigen Opiumraucher, einen jener wenigen unbekümmerten Menschen, für welche das Opium in der That ein Fluch ist. „Sie haben Papier zusammen verbrannt" macht einem Chinesen klar, daß die Leute, von denen man redet, verheirathet sind, da ein Theil der Hochzeitsceremonie im Verbrennen von Silberpapier besteht, das wie Stücken des reinen Metalls geformt ist. „Ein Krückstock" ist ein Mann, dessen excentrisches Wesen die Leute von dem intimern Verkehr mit ihm zurückschreckt; er würde in einem Bündel anderer Stöcke nicht richtig liegen.

Ich schließe die kurze Skizze mit einem Beispiel, das durch sein Alter Werth hat, weil man die Zeit seiner Entstehung mit zweifelloser Sicherheit feststellen kann, und weil man es in allen Theilen Chinas gebraucht, wenn auch kaum ein gebildeter Mann unter zehn im Stande sein dürfte, den Grund dafür anzugeben. Von einer eifersüchtigen Frau sagt man, „sie trinkt Essig", und dieser Ausdruck ist auf folgende

Weise entstanden: Fang-hsüan-ling war der Lieblingsminister des Kaisers T'ai-tsung aus der Tang-Dynastie. Er lebte 578 bis 648 n. Chr. Eines Tages gab ihm sein Herr eine Ehrendame des Palastes zur zweiten Frau, aber die erste oder eigentliche Frau machte dem armen Mädchen das Leben zur Hölle. Fang beklagte sich bei dem Kaiser, und dieser gab ihm darauf einen Becher Gift und sagte ihm, er möchte seiner bösen Frau die Wahl zwischen Tod und zukünftigem Wohlverhalten lassen. Die Dame wählte augenblicklich das erstere und trank den Becher Essig, welchen ihr der Kaiser zur Erprobung ihrer Standhaftigkeit gegeben hatte. Auf Wunsch Sr. Majestät schickte dann Fang die junge Dame wieder in ihr Amt als Kammerfrau der Kaiserin zurück. Die Redensart aber war da und hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

# Wahrsagen.

Jedermann, der die engen, schmutzigen Gassen einer chinesischen Stadt häufiger durchstreift hat, wird mit einer Figur bekannt geworden sein, die selbst in dieser neuen und zum Theil grotesken Welt ungewöhnlich auffallen muß: Vor einem kleinen Tische auf dem geheimnißvoll aussehende, mit Zeichen beschriebene Täfelchen, Papier, Stifte und Tinte liegen, — sitzt ein weißbärtiger alter Mann mit großer Brille, die mit dicken Ringen aus Schildpat oder Silber eingefaßt ist. Wir haben einen Wahrsager, Seher, Propheten vor uns, oder besser einen Quacksalber, der seinen Lebensunterhalt theils seinem eigenen Witz, theils dem Mangel daran bei den leichtgläubigen Dummköpfen um ihn verdankt. Diese Leute sind gewöhnlich alt und manchmal blind, denn ein junger Mann würde nur wenig Aussicht auf Verdienst haben unter einem Volke, für welches Alter und Weisheit

gleichbedeutend sind und unter dem allgemein der Glaube zu herrschen scheint, daß diejenigen, für welche die Gegenwart ein verschlossenes Buch ist, deshalb tiefer und klarer in die Zukunft ihrer Mitmenschen blicken können. Erst wenn das Alter den spärlichen Bart mit silbernen Fäden durchwoben hat, werden die Weissagungen den Ruf des Sehers weit über die Grenzen der Straße ausbreiten, in der er sein Geschäft treibt. Jüngere Männer müssen sich damit begnügen ihren Lebensunterhalt von der kleinen Zahl derjenigen zu nehmen, welche den Netzen ihrer älteren Concurrenten entronnen sind. Wie ein Arzt in China bekanntlich keines Diploms bedarf, so kann auch jeder Wahrsager werden, der zu diesem Geschäfte Lust verspürt. Das größte Contingent stellen die im Examen durchgefallenen Candidaten; doch braucht ihre Bildung nur gering zu sein, und einige Monate Studiums der Kunst und ein gutes Gedächtniß genügen für ihren Beruf. Denn in der That wird jedes Glied der Brüderschaft von gewissen Principien geleitet, welche aus Büchern über diesen Gegenstand kommen und zum Erfolg unbedingt nothwendig sind, sonst würden die auf die Geburtszeit in zwei verschiedenen Straßen gegebenen Orakelsprüche so sehr von einander abweichen, daß das ganze System sofort durchschaut werden müßte. Die

Methode ist folgende: der Rathfragende setzt sich vor den Tisch und überblickt die hölzerne Tafel, auf welcher folgende Stufenreihe des Honorars eingravirt ist:

| | |
|---|---|
| Vorhersagen jedes einzelnen Ereignisses . | 8 Cash. |
| „ „ „ mit Sandelholz | 16 „ |
| Die Zukunft vorhersagen . . . . . | 28 „ |
| „ „ „ mit Einzelheiten | 50 „ |
| „ „ „ durch Lesen in den Sternen | 50 „ |
| Festsetzung des Hochzeitstages . nach Uebereinkommen | |

Verlangt er nur Auskunft über einen bestimmten Gegenstand, so stellt er die Frage und erhält die Antwort sofort auf einem Streifen Papier. Will er sich dagegen sein Schicksal voraussagen lassen, so dictirt er Jahr, Monat, Tag und Stunde seiner Geburt, welche der Weise in den chinesischen Zeichen für Zeiten und Jahreszeiten niederschreibt. Aus der Combination dieser Zeichen und einer genauen Berücksichtigung des Verhältnisses, in welchem die fünf Elemente — Gold, Holz, Wasser, Feuer und Erde — auftreten, werden gewisse Resultate abgeleitet, in welche die Details je nach der Phantasie des Wahrsagers eingeflickt werden können. Diese Combination der Figuren, d. h. der Zeichen, muß in der Hand jedes, der die Anfangsgründe seiner Kunst gelernt hat, dasselbe Resultat ergeben, und nur in der weitern Ausführung desselben

kann man zwischen den Aussprüchen zweier dieser Philosophen einen wesentlichen Unterschied finden; daraus folgt natürlich, daß derjenige, welcher außer den allen gemeinsamen Formalitäten die größte Zahl glücklicher Treffer hat, für den weisesten Propheten gilt und den meisten Zuspruch haben wird.

In dem Glauben an das chinesische Sprüchwort: „Unwissenheit ist immer ein Grund zum Uebel", habe ich mir durch einen alten schmutzigen Chinesen mehrere Male meine Zukunft verkünden lassen. Das letzte Mal verhalfen mir meine funfzig Cash für ein im Einzelnen vorher verkündetes Geschick zu folgendem Rath — „Hüte dich vor den ungeraden Monaten dieses Jahres: Du wirst manchmal in Gefahr schweben und leichte Verluste erleiden. Drei männliche Phönixe (Söhne) werden dir geschenkt werden; der gegenwärtige Abschnitt deines Lebens ist kein glücklicher, aber er ist fast zu Ende und bessere Zeiten stehen dir bevor; Frucht kann nicht im Winter gedeihen. (Ich hatte meinen Geburtstag in den zwölften Monat verlegt). Feindliche Elemente stehen dir entgegen; am Ende des Lebens mache dich auf schwere Prüfungen gefaßt. Reichthum ist dir nicht beschieden, aber die Natur hat dich dazu bestimmt eine sehr hohe Stelle einzunehmen." Wie das obige aus den acht

Zeichen, welche Jahr, Monat, Tag und Stunde meiner Geburt darstellten, herausgelesen war, wurde mir mit allen Einzelheiten für eine kleine Summe erklärt, wenngleich ich gestehen muß, daß mir alles, namentlich aber die Antwort lächerlicher Unsinn schien. Unter anderem ergab sich, daß die Erde in der Combination überwog, daher meine Unfähigkeit Reichthum zu erwarten. Wasser fehlte glücklicherweise, und darauf hin wurde ich mit drei Söhnen gesegnet, der Töchter ganz zu geschweigen.

Für diesen Unsinn geben die leichtgläubigen Kinder Chinas gern ihr sauer erworbenes Geld aus. Mit dem größten Ernst und Vertrauen befragen sie einen Lieblingspropheten über die meisten häuslichen und andere Angelegenheiten; nur wenige machen ein Geldgeschäft, ohne sich vorher an das Orakel zu wenden, und keiner heirathet ohne für dieses Ereigniß den glücklichen Tag sich vorherbestimmen zu lassen. So erhalten Unwissenheit und Leichtgläubigkeit im Verein eine große Menge der vollendetsten Schwindler, denn das Angebot ist hier nicht größer als die Nachfrage, obgleich sie in jeder Straße und jeder Gasse einer chinesischen Stadt zu finden sind.

# Vergnügungen und Spiele.

Die Chinesen haben viel Langeweile, besonders die erste der vier Classen, in welche die Nichtbeamten-Welt eingetheilt ist.*) Ihnen fehlen vernünftige Zerstreuungen, mit denen sie ihre freie Zeit ausfüllen könnten. Von körperlichen Uebungen sind sie keine Freunde, ja sie verachten sie sogar als nur für das dumme und gewöhnliche Volk passend. Aber sie haben an deren Stelle nichts Geistiges gesetzt, und selbst der oberflächlichste Beobachter muß bemerken, daß China keine Nationalspiele besitzt. Fechten, Rudern, Cricket u. dergl. sind vollständig unbekannt, und das Bogenschießen, wie es jetzt geübt wird, nimmt hauptsächlich die Aufmerksamkeit der Candidaten für Aemter in Anspruch. Zu Haus spielen sie Schach, aber es ist nicht

*) 1. Die Literaten. 2. Die Ackerbauer. 3. Die Handwerker. 4. Die Kauf- oder Handelsleute.

das Spiel, welches die Europäer unter diesem Namen verstehen und verdient auch kaum in demselben Athem genannt zu werden. Sie haben zwar noch ein anderes Spiel, das mit dreihundertundsechzig schwarz und weißen Steinen auf einem in dreihunderteinundsechzig Quadrate getheilten Brett gespielt wird, doch ist dieses sehr schwer und nur wenigen bekannt. Es soll von Seiner Majestät dem Kaiser Yao erfunden sein, welcher etwa 2350 Jahre v. Chr. lebte, so daß es ein sehr alter Zeitvertreib ist, selbst wenn wir auch einige tausend Jahre abrechnen. Domino ist bekannt, wird aber nicht viel gespielt; Karten dagegen sind ganz allgemein im Gebrauch, und die beliebtesten Spiele sind diejenigen, in denen fast alles dem Zufall überlassen ist. Die jungen Männer niederen Standes spielen meist Ballspiel mit Schlägeln oder Federball ohne Schlägel, und jedermann muß die Geschicklichkeit bewundern, mit der der Fuß in diesem Federballspiel als Schlägel benutzt wird. Körperliche Uebungen, wie schwere Holzstücke um den Kopf wirbeln lassen u. dergl., treiben hauptsächlich Kulis und Pferdeknechte, aber der Schüler des Confucius, der schon gefunden hat, „wie angenehm es ist mit Ausdauer und Fleiß zu lernen"*) würde staunen, wenn man ihn

*) Der erste Satz aus den Analecten des Confucius.

auffordern wollte, für einen Augenblick jenes würdige Benehmen außer Acht zu lassen, auf das der Herr so großes Gewicht gelegt hat. Ueberdies sind die anderthalb Zoll langen und mit einem zierlichen silbernen Fingerhut geschützten Fingernägel entschieden Hindernisse für Kraftübungen irgend welcher Art. Nein, wenn die tägliche Lectüre beendet ist, so ist es sehr unwahrscheinlich, daß er sich irgend einem Vergnügen überläßt. Er wird vielmehr einen Spaziergang durch die Stadt machen, die Läden besehen oder einen Freund besuchen, der sich ebenso langweilt wie er und eine Stunde bei einer Tasse Thee und einer Pfeife zubringen.

Manchmal vereinigen sich eine Anzahl junger Leute und bilden eine Art literarischen Verein, indem sie zu bestimmten Zeiten zusammenkommen um Essays oder Gedichte zu lesen, die sie über vorher bestimmte Themata gemacht haben. Ich hörte von einem jungen Mann, der nach poetischen Lorbeeren lüstern, folgende Stanzen über den Schnee „begangen" hatte, welcher als Thema für den Tag gewählt war:

Der Nordost fegte kalt und klar,
Glatt und gefüllt jedes Loch sich weist:
Weiß wurde des schwarzen Hundes Haar,
Der weiße Hund ward plötzlich —

„Und hier", sagte der Dichter, „mußte ich abbrechen, weil ich keinen passenden Reim auf weist finden konnte." Ein Spaßvogel, der zugegen war, schlug feist vor, indem er darlegte, daß der Hund durch den auf seinen Rücken fallenden Schnee größer würde, und das Wort überdies — eine wichtige Bedingung der chinesischen Dichtkunst — die Antithese erfüllte.

Mit Räthseln und Wortwitzen wird die Zeit ganz allgemein vertrieben, zumal die Eigenthümlichkeiten der geschriebenen Sprache die Bildung der letzteren außerordentlich leicht machen. Chinesische Räthsel, unter welchem Ausdruck ich auch Wortspiele, Charaden u. dergl. zusammenfasse, sind den unsrigen ähnlich und nehmen in der Literatur des Landes einen ebenso großen Raum ein. Es sind gewöhnlich Knittelverse, etwa in der Art der folgenden, welche, wie die vorigen wörtlich übersetzt sind:

Wohin willst du, rothjackiger Knabe klein?
Zum Haus mit dem Thor von Elfenbein.
Wirst kleiner Rothrock zurück du kommen?
Mein Gebein wird kehren, mein Fleisch mir genommen.

In diesem Beispiel ist die Antwort so klar, daß ich meine Leser fast zu beleidigen fürchte, wenn ich hinzufüge, daß die Kirsche damit gemeint ist; so leicht sind

indeß die chinesischen Räthsel keineswegs immer und manche lassen sich außerordentlich schwer errathen. Im ganzen Reiche herrscht z. B. die Sitte irgend ein besonders schweres Räthsel auf eine Papierlaterne zu schreiben, diese abends über die Hausthüre zu hängen und jedem eine Belohnung zu versprechen, der es löst; dies sind sogenannte „Laternenräthsel," welche gewöhnlich auf den Namen eines Baumes, einer Frucht, eines Thieres oder eines Buches hinauslaufen.

Wenn die Chinesen sich nur mit solchen unschuldigen Dingen die Zeit vertreiben würden, so könnten wir mit Grund die Einfachheit ihrer Sitten in einen günstigen Gegensatz zu der Ueberreizung des europäischen Lebens stellen. Doch giebt es auch noch einen anderen Weg zur Vertreibung der Muße- und oft auch der Geschäftszeit, den ich noch nicht erwähnt habe. Ich meine natürlich das Spiel, ein Laster, das zehn Mal verbreiteter ist, als das Opiumrauchen und entsprechend demoralisirend auf den Nationalcharakter einwirkt. Im Privatleben wird immer um einen Einsatz gespielt, wie gering er auch sein mag; ohne diesen ist dem Chinesen auch der Reiz an jedem Spiel genommen. Im öffentlichen Leben haben sogar die Krämer, welche in den Straßen Kuchen und Früchte verkaufen, stets ein Mittel, um dem Zufall die Be-

stimmung zu überlassen, wie viel der Käufer für sein Geld bekommt. Bald zieht er aus einem Bambuskasten Stöcke, an deren versteckten Enden Zahlen eingebrannt sind; in einem anderen Laden werden aus einem irdenen Becher Würfel geworfen u. dergl. mehr. Jeder hungrige Kuli würde sich lieber dem Zufall aussetzen nichts zu bekommen, wenn er die Aussicht hat, vielleicht das dreifache für sein Geld zu erhalten, als sich ein paar Wurstrollen zu kaufen und seinen Appetit auf rechtmäßige Weise zu befriedigen. Die besten Geschäfte machen aber die Unzahl der ganz offen unter der Nase des Magistrats gehaltenen Spielhöllen, trotz der häufigen Geschenke, mit denen sie die Beamten versöhnen müssen, deren Pflicht es ist, sie zu unterdrücken. Dieses System wird bis zu einem so hohen Grade getrieben, daß auf jede Nachlässigkeit seitens des Spielhalters in der Zahlung eines angemessenen Theils des Gewinnes in Seiner Gnaden Schatz — ein Wink mit dem Zaunpfahl in Gestalt einer Proclamation folgt, die etwa so beginnt: „Da es zu meinen Ohren gekommen ist, daß trotz der gesetzlichen Bestimmungen und trotz meiner häufigen Warnungen einige bösgesinnte Personen gewagt haben öffentliche Spielhäuser zu halten, so wird hiermit bekannt gemacht" ꝛc. ꝛc.

Das ganze Schriftstück ist reichlich gespickt mit Anspielungen auf die Menschen der alten Zeit, die Gesetze der regierenden Dynastie und die Pflicht des unbedingten Gehorsams. Die Folge davon ist, daß vierundzwanzig Stunden später der Zorn Seiner Gnaden versöhnt ist, und Croupiers und Spieler ihr altes Handwerk weiter treiben, als ob nichts vorgefallen wäre.

# Rechtswissenschaft.

## I.

Das Recht,*) wie wir den Ausdruck verstehen, mit allen Paradoxen und Raffinements, ist dem Chinesen völlig unbekannt, und es war nothwendig einen Ausdruck für das Wort „Advokat" zu bilden, aus dem einfachen Grunde, weil es an einem entsprechenden in der Sprache fehlte. Es würde auch ganz unmöglich sein, selbst den aufgeklärtesten Eingeborenen davon zu überzeugen, daß die Jurisprudenz ein ehrenvolles Handwerk ist, und daß sie Männer von der höchsten Rechtschaffenheit und Unbescholtenheit in ihre Reihen zählt. Sie können es nicht aus dem Sinn bringen, daß die Advokaten des Westens zu derselben Kategorie gehören, wie eine gewisse anrüchige Klasse unter ihnen, die man in jeder einigermaßen bedeutenden Stadt Chinas treffen kann, und die

*) Civilrecht.

gewöhnlich in der Nähe des Yamen eines Beamten oder eines Richters wohnen. Diese Leute sind immer bereit für geringe Belohnung die Führung von Prozessen zu übernehmen, insofern sie im Stande sind dies durch geschickt gesetzte Petitionen oder Gegenpetitionen oder durch sonstige Rathschläge zu erreichen. Natürlich erscheinen sie nicht vor Gericht, denn ihre Existenz ist verboten; aber ihre Dienste werden besonders von armen und unwissenden Leuten sehr in Anspruch genommen. Vor Gericht müssen Kläger und Verklagter ihre Sache selbst führen, der Beamte leitet nur das Verhör. Ich sage absichtlich Kläger und Verklagter, denn Civilklagen sind in China selten, und Streitigkeiten um Handelsangelegenheiten werden fast stets einer hervorragenden Gilde vorgelegt, deren Schiedsspruch ohne Appelation angenommen wird. Nun giebt es in der ganzen chinesischen Literatur kein solches Buch, wie die „Gesetze für den Zeugenbeweis", aber ich glaube trotzdem, daß jene Männer, welche unsern Gerichtssälen zum Ruhm gereichen, nicht scharfsinniger Wahres von Falschem zu scheiden, nicht besser mit einem Blick den bestochenen Zeugen zu erkennen vermögen, als der halbcivilisirte eingeborene Beamte, vorausgesetzt daß keine silbernen Einflüsse auf sein Urtheil eingewirkt haben.

Das Strafgesetz der Chinesen beschränkt weder die nationalen Gewohnheiten noch die Gedankenfreiheit und steht in dieser Beziehung vielleicht unübertroffen da; aber mit diesem einzigen Werke beginnt und endet auch ihre juristische Literatur. Es wird vom Volke für ein inspirirtes Buch gehalten, obwohl nur wenige mehr als den Titel kennen und scheint auch seinem Zwecke gut zu entsprechen.

Da aber in China ebenso wie anderswo summum jus häufig summa injuria ist, so steht ein kluger Beamter nie an, Gesetz oder Herkommen außer acht zu lassen und seine eigene salomonische Weisheit freigebig auszutheilen, wenn er nur nachweisen kann, daß sein Verfahren von der Vernunft unfehlbar dictirt wird. Ein solcher Beamter steht hoch in der Achtung der Leute, und sein Scheiden aus der Nachbarschaft wird gewöhnlich durch die Ueberreichung des so sehr ersehnten Schirmes geehrt. Unter der Herrschaft des vorletzten Kaisers, vor etwa zwanzig Jahren, war ein solcher Beamter als „zweiter Präfect" im Departement Hanyang angestellt, von dessen nie irrendem Scharfblick man sich zahlreiche wunderbare Geschichten erzählt und dessen Andenken noch von allen gesegnet wird, die ihn in den Tagen seiner Macht kannten. Ich will von diesen Geschichten,

welche ihn bis auf den heutigen Tag überlebt haben, nur eine mittheilen.

Ein armer Mann ging einst durch eine der engen Quergassen in Hankou und fand eine auf den Inhaber lautende Note von 50 Taels*) am Wege liegen. Sein erster Gedanke war sie zu Gelde zu machen; aber die Summe war groß, den Verlierer konnte die Verzweiflung zum Selbstmord treiben, und er beschloß deshalb, um allen Unannehmlichkeiten zu entgehen, an der Stelle auf den Eigenthümer zu warten und sich mit dem „Dankgelde" zu begnügen, das er nach chinesischem Herkommen zu fordern berechtigt war. Sehr bald sah er auch einen Fremden daher kommen, welcher augenscheinlich etwas auf der Erde suchte. Er redete ihn an, es folgten Erklärungen, und die Note wurde ihrem rechtmäßigen Besitzer zurückerstattet. Jetzt fragte dieser aber nach der anderen; er hätte zwei Noten von demselben Werthe verloren und würde für die Herbeischaffung der anderen den Finder auch gern belohnen, wie es sich gebührte; wenn er aber diese nicht zurückerhielte, so wäre sein Verlust noch zu bedeutend. Sein Wohlthäter protestirte noch energisch gegen dieses schäbige Benehmen, als der zweite Präfect

*) Etwa = 300 Mk.

zufällig um die Ecke kam, den Auflauf sah, seinen Stuhl anhalten ließ und sich genau nach der Sachlage erkundigte. Die Folge war, daß er die 50 Taelsnote dem ehrlichen Finder überreichte und ihm sagte, er möchte ruhig davongehen; den undankbaren Verlierer ermahnte er dagegen ernstlich zu warten, bis er jemand träfe, der zwei Noten von demselben Werthe gefunden hätte, von dem möchte er sich dann sein verlorenes Eigenthum wieder zu verschaffen suchen.

# Rechtswissenschaft.

II.

---

Aus voriger Skizze wird man leicht ersehen haben, daß der Zustand der chinesischen Gesetze, sowohl des Civil- als des Criminalrechts, ein sehr wichtiger Faktor in der Reihe jener Hindernisse ist, welche sich der Zulassung Chinas — nicht in jene kalte und unsympathische Atmosphäre, die man euphemistisch „Lebensart der Nationen" nennt — sondern in die engeren Banden des internationalen Verkehrs und der internationalen Freundschaft auf freiem und gleichem Fuße so wirksam entgegenstemmen. Denn so lange wir exterritoriale Rechte haben und gezwungen sind uns dieser zu bedienen, müssen wir die chinesische Nation über die Achsel ansehen, während ihnen andrerseits gerade unsere Gegenwart unter solchen, für sie abnormen Verhältnissen, stets ein demüthigender Dorn im Auge bleiben wird. Ehe die

Fremden in China mit Vertrauen auf eine unparteiische Rechtsprechung seitens der Mandarinen blicken können, wird vielleicht selbst die Wissenschaft mit all' ihren Hülfsmitteln nicht mehr zu thun vermögen, als den Weg für jenen ersehnten Augenblick zu ebenen, da China und der Westen sich über allen den von dem einen erlittenen Niederlagen und allen den von der anderen Seite verübten Beleidigungen die Hände reichen werden.

In den zum Glück seltenen Fällen von Mord, an denen Eingeborene und Fremde betheiligt sind, treten die Widersprüche und Verschiedenheiten zwischen dem chinesischen und dem westlichen Gesetz, den Prozeß- und Zeugenregeln, abgesehen von mehreren unbedeutenden Punkten besonders klar hervor. Das Strafgesetz mit seinen Modifikationen von Mord, die in mancher Beziehung unserer Unterscheidung von Mord und Todtschlag entsprechen, ist den gewöhnlichen Leuten nicht bekannt; ja selbst die Beamten, welche diese Gesetze anwenden sollen, wissen meist so wenig davon, daß in dem Yamen eines jeden Richters im Reich zwei „Gesetzeskundige" immer bereit sind, Kapitel und Vers in jedem Augenblick zu citiren. Daß sie den Richter im Fällen des richtigen Urtheil, welches überdies die Billigung seiner Vorgesetzten finden muß — leiten, brauche ich kaum

hinzuzufügen. Das Volk dagegen kennt nur einen Grundsatz bei Mord — Leben für Leben. Bei mildernden Umständen werden Morde häufig genug durch Geldzahlung beigelegt; wenn aber die Verwandten durchaus auf ihrer Rache bestehen sollten, so würden nur sehr wenige Beamte ihre Stelle riskiren, indem sie den Verbrecher zu strafen sich weigerten. Meist ist es nicht schwer das Todesurtheil über einen Eingeborenen — oder seinen Stellvertreter, — der einen Fremden gemordet hat, zu erlangen, ebenso wenig in vielen Fällen von entschuldbarem Mord oder Todtschlag. Tritt aber der umgekehrte Fall ein, dann laden wir auf unser verfluchtes Haupt die ganze Verachtung des himmlischen Reichs. Natürlich würde jeder Europäer, der einen Chinesen mit Vorsatz ermordet hat, dafür gehenkt werden; er kann ihn aber auch in Nothwehr oder zufällig getödtet haben, und in beiden Fällen würden die Chinesen die äußerste Strenge des Gesetzes verlangen. Ferner gilt Hörensagen vor einem chinesischen Gerichtshof als Beweis; und wenn einige Zeugen aussagen könnten, daß ihnen jemand erzählt, der Angeklagte hätte den Mord begangen, so würde ihn dies ebenso an den Galgen oder auf das Schaffot bringen, als wenn sie sagten, sie hätten die That selbst gesehen. Dem Angeklagten ist überdies nicht nur gestattet sich selbst für schuldig zu erklären,

sondern, da kein Prozeß ohne das unumwundene Eingeständniß des Schuldigen abgeschlossen ist, so kann auch die Folter angewandt werden, um ihm das nöthige Geständniß zu erpressen. Es ist deshalb klar, daß chinesische Beamte, welche für ihre beleidigten Landsleute Recht suchen, von einem englischen Gerichtshofe wegen Mangels geeigneter Beweise abgewiesen werden müssen; dann kehren sie heim, das ihnen durch die verhaßten Barbaren zugefügte Unrecht verfluchend und den Tag herbeisehnend, an dem sie aus dem blumigen Lande vertrieben werden.

Andrerseits gehört das Verhör chinesischer Zeugen sowohl in einem Civil- wie in einem Criminalprozesse zu den langweiligsten Vorgängen, welche die Geduld eines fremden Beamten im Verkehr mit den schlauen Bürgern des Reichs der Mitte auf die Probe stellen. Abgesehen von der außerordentlichen Schwierigkeit der Sprache, die jetzt allmälig durch methodisches und eingehendes Studium überwunden wird, ist der merkwürdige Charakter des Chinesen mit all' seinen Vorurtheilen und Aberglauben für die Erforschung der Wahrheit ein ebenso großes Hinderniß, wie die phantastische, aber doch zu bewältigende Verschiedenheit der chinesischen Syntax. Ich glaube, daß es in der Macht, wenngleich nicht immer im Interesse der einheimischen Beamten liegt,

in der Mehrzahl der vor sie gebrachten Fälle ebenso gerechte und unparteiische Urtheile zu fällen, wie jeder europäische Richter, der seine Prozeßordnung von Anfang bis zu Ende auswendig weiß. Es gelingt ihm dies durch eine Menschenkenntniß, die vielleicht in jedem Lande der Erde ohne Gleichen dasteht, und die ihn befähigt, schnell und ohne so beständiges Zurückgreifen auf die Folter, wie gewöhnlich angenommen wird, zwischen falschen und wahren Zeugen zu unterscheiden. Dieses Studium der Menschheit ist in China ohne allen Zweifel — der Mensch und die Motive seines Handelns in allen möglichen Lagen und allen möglichen Verhältnissen. Daher kommt es auch, wie ich beiläufig bemerken will, daß die Chinesen die von Missionären und anderen zu ihrem Besten gemachten Anstrengungen nicht begreifen, weil die Motive hierfür vollständig außerhalb des Bereichs ihres Vorstellungskreises liegen. Sie fürchten die Danaer et dona ferentes. Die Selbstverleugnung der Missionäre, welche nach China kommen, um alle Beschwerden des orientalischen Lebens zu erdulden, — wenngleich sie, wie ein sarkastischer Schriftsteller kürzlich im Shangai-Courier bemerkte, in den besten Häusern wohnen und so vergnügt zu leben scheinen, wie irgend ein anderer Mensch; — der unentgeltliche ärztliche Rath, die freie Vertheilung

aller Art von Medicin, alles dies ist dem engen Gemüth des berechnenden Eingeborenen unbegreiflich. Ihre Beobachtungen haben sich mit dem obenerwähnten Resultat auf den Charakter und die Eigenthümlichkeiten des Gedankenkreises beschränkt, welche ihre Landsleute auszeichnen; ein europäisches Gemüth verstehen sie absolut nicht.

Was das Zeugenverhör der Chinesen vor einem fremden Gerichtshof anlangt, so besteht die erste Schwierigkeit gewöhnlich in der Beeidigung der Zeugen. Alte Bücher über China, welche nach Herzenslust logen, ohne viel Gefahr zu laufen überführt zu werden, geben das Schlachten eines Hahnes oder das Zerbrechen einer Untertasse als die bindendsten Formen des chinesischen Eides an. Die Formel jedoch, welche ich allen für diese Gelegenheit erfundenen Ausdrücken vorziehen würde, ist eine Anrufung Himmels und der Erde, auf die Aussagen zu hören und den Zeugen für jede Abweichung von der Wahrheit zu strafen. Das ist verständlich genug und überdies bei einem so abergläubischen Volke, wie den Chinesen, nicht ohne Gewicht. Dann erwartet der Zeuge, daß der Beamte ihn nach dem Namen seines Geburtsdistriktes fragt, nach seinem Namen, seinem Alter, dem Alter seines Vaters, seiner Mutter (wenn noch am Leben), dem Vatersnamen seiner Frau, ihrem Alter,

der Zahl und dem Alter seiner Kinder und noch nach vielen anderen Sachen von ähnlicher Wichtigkeit, ehe eine einzige Thatsache, welche auf den betreffenden Fall Bezug hat, ermittelt werden kann. Bei einem stereotypirten Volke, wie den Chinesen, darf man diese kleinlichen Formen und Gebräuche nicht vernachlässigen; man sollte dem Zeugen vielmehr gestatten, nach Belieben sich in solchen nutzlosen Einzelheiten zu ergehen, bis er seine zerstreuten Gedanken gesammelt hat; dann kann man ihn durch geeignete Schmeicheleien dahin bringen, etwas auszusagen, was mit der Sache mehr zu schaffen hat. Bei richtiger Behandlung ist ein chinesischer Zeuge keineswegs stumpf- oder schwachsinnig; aber er kann das eine oder das andere werden, wenn ihn die einheimischen Beamten vorher bearbeitet haben, obwohl es auch dann noch nicht absolut unmöglich ist seine Ausflüchte zu durchschauen. Gelegentlich wird der Fremde allerdings einem von der Cultur noch nicht beleckten Bauer eine Frage vorlegen, von der sich dessen Weltweisheit nichts hatte träumen lassen, und die über die Lippen seines eigenen Beamten nie gekommen sein würde. Dann sind die unter solchen Verhältnissen gegebenen Antworten meist einzig in ihrer Art. Ein Bootsmann wurde z. B. in einem Prozeß gefragt, zu

welcher Zeit seiner Meinung nach die Fluth gekommen wäre. Der Zeuge zögerte, sah auf, ab, nach rechts und links und hinter sich und antwortete schließlich: „Ich bin ein armer Bootsmann; ich verdiene täglich 150 Cash; wie könnt ihr von mir erwarten, daß ich weiß, zu welcher Zeit die Fluth kam.“

# Buddhistische Priester.

Weder im Osten noch im Westen giebt es ekelhaftere Charaktertypen als den Buddhistischen Priester Chinas. Die gebildeten Klassen seiner Landsleute verachten ihn, nicht nur, weil er sich den Sorgen und der Verantwortlichkeit, dem Erbe alles Fleisches entzogen hat, sondern weil er, ein irregeleiteter Ausgestoßener, freiwillig auf den ruhmwürdigen Namen und die Vorrechte jenes göttlich begabten Wesens verzichtet hat, welches durch das Symbol Mensch dargestellt wird. Er hat mit eigener Hand die fünf heiligen Banden zerrissen, die ihn von dem unvernünftigen Thiere unterscheiden, um eines Tages, die — für die meisten Chinesen sehr zweifelhafte — Unsterblichkeit zu erlangen. Er zahlt keine Steuern, nimmt an der Regierung des Landes keinen Antheil und erfüllt deshalb seine Pflichten gegen den Herrscher nur unvollkommen. Er heirathet nicht, und seine Ver-

wandtschaft, die Vollendung seines irdischen Daseins, sinkt in das Grab einer Jungfrau. Er erzieht keine Kinder und seinen gequälten Geist trifft nach dem Tode dieselbe Vernachlässigung und dieselbe Mißachtung jener geheiligten Gebräuche, welche einen Schatten auf das Grab seiner Eltern warfen. Er verzichtet auf alle brüderlichen Bande und beraubt sich dadurch des Trostes und der Unterstützung der Liebe eines Bruders. Er trennt sich von der Welt und ihren Freuden, und die Freundschaft äußert ihren Zauber für ihn vergeblich. So ist er im Sinne des Chinesen kein Mensch. Er hat keinen Namen und wird häufig durch einen Grünschnabel des Westens in Verlegenheit gesetzt, der ihm das unter den Chinesen alltägliche Compliment machen will und ihn zu seinem größten Aerger fragt: „Wie ist Dein ehrenwerther Name?" Der unglückliche Priester hat eine „religiöse Benennung" für den Vatersnamen angenommen, als er Eltern, Brüder, Freunde und Heimat an der Thür des Tempels in Vergessenheit senkte.

Aber nicht nur aus solchen sentimentalen Gründen hat das chinesische Volk so kategorisch die Geistlichkeit Chinas verdammt. Wenn diese nur einigermaßen ihr Keuschheitsgelübde und die pythagoräische Lebensregeln befolgte, so würde ihr sicherlich jene fragliche Achtung

zu Theil werden, welche den Enthusiasten in den meisten Ländern der Erde gezollt wird. Die Chinesen hassen sie als doppelzüngige Heuchler, welche Armen und Unwissenden Geld erpressen, welche auf die Furcht ihrer Weiber und Töchter speculiren und sie häufig auch verführen; welche groß über die Pforte jedes Tempels schreiben: „Weder Fleisch noch Wein darf hier eintreten," und gleichzeitig ihr Lieblingsgericht — Schweinefleisch — so oft essen wie jeder andere Chinese und sich noch viel häufiger in einen Zustand viehischer Berauschung trinken und rauchen. Die Opiumpfeife findet man sehr oft unter den Habseligkeiten dieser heiligen Männer, welche trotz der ihnen so reichlich zu Gebote stehenden Muße, selten eine genügende Bildung genossen haben, um mit einem gewöhnlichen Graduirten einen Vergleich aushalten zu können. Gelegentlich findet man allerdings wohl auch Ausnahmen von der Regel, doch in der Jetztzeit nur selten. Ich habe von einem lahmen alten Priester gehört, der wegen seiner selbstverleugnenden Freigebigkeit so berühmt war, daß sogar der große Kaiser Tsch' ien Lung ihm einen Besuch abstattete. Nach kurzem Gespräch schenkte ihm der Kaiser eine werthvolle Perle, welche der Greis aber sofort einem Bettler überreichte, den er in der Menge erblickte. Etwas piquirt

über diese Rücksichtslosigkeit fragte ihn Seine Majestät, ob er stets alles in derselben Weise verschenkte. Als dies bejaht wurde, fragte der Kaiser weiter: „Auch selbst die Krücke, auf welche Du Dich stützt?“ „Nein,“ antwortete der Priester, „es steht geschrieben, daß der höher stehende Mensch nicht begehren soll, was sein Freund nicht entbehren kann.“ „Aber,“ versetzte der Kaiser, falls es nun kein höher stehender Mensch war?“ „In diesem Falle,“ erwiderte der Priester, „würde ich unmöglich sein Freund sein können.“

Reinlichkeit ist ferner eine besondere Eigenthümlichkeit des Buddhismus, und in einigen Tempeln des Südens wird auch der Versuch gemacht in dieser Beziehung wenigstens den Schein zu wahren; was aber die Personen anlangt, so sind die Priester schmutziger als eines der niedrigsten Glieder ihrer Heerde. Es ist lächerlich sie den Tsching singen zu hören, da neunzig Procent von ihnen kein Wort von dem verstehen was sie sagen, denn seit langen Jahren ist das Studium des Sanskrit vollständig vernachlässigt. Ihre Pflichten jedoch sind in dieser Hinsicht so einfach, wie nur möglich, ausgenommen, wenn sie mit ihren Gebeten den Geist eines Todten in die Reiche der Seligkeit über uns führen. In solchen Fällen ist es eine Geschäftssache, eine Geldfrage, und die würde-

volle Miene feierlichen Glaubens, welche sie zur Schau tragen, contrastirt dann auffällig mit dem gleichgültigen, schläfrigen Aussehen, das auf ihren Gesichtern liegt, wenn sie in Gegenwart eines so beschränkten und unwichtigen Zuhörers, wie eines einzigen und vielleicht obendrein rothhaarigen Barbaren, den mitternächtlichen Gottesdienst feiern.

Ich freue mich meine Gedanken von dieser lügnerischen, schamlosen, verkommenen Klasse abwenden zu können, und thue das mit dem Ausdruck der Verwunderung, wie der Buddhismus seine Macht so lange über ein intelligentes Volk hat ausüben können, das ein vorzügliches Sittengesetz besitzt, welches Jahrhunderte hindurch die anerkannte Richtschnur für Recht und Unrecht gewesen ist, und welches alle Furcht und Hoffnung einer unbekannten und unsichtbaren Welt verdammt.

# Achtung vor den Schriftzeichen.

Zu den seltsamsten und zugleich harmlosesten Sitten der Chinesen gehört jenes sorgfältige Verbrennen jedes mit den so hoch geschätzten Schriftzeichen beschriebenen Papierschnitzels, welche, was die Kalligraphie anlangt, jede andere Sprache der Welt übertreffen. Einem gewissenhaften Chinesen wird aber die bloße Vernichtung durch Feuer nicht genügen, er wird auch noch die Asche in ein irdenes Gefäß sammeln, dies versiegeln und tief in die Erde vergraben oder auf den Grund eines Flusses versenken. Dann erst glaubt er seine Pflicht gegen Papier erfüllt zu haben, welches durch das Spiel des Zufalls in den Augen aller guten Menschen ebenso heilig geworden ist, wie die werthvollste Reliquie eines gemarterten Heiligen für den gläubigen Katholiken. Reiche Leute stellen stets Lumpensammler an, welche solche beschriebenen Papierstücken in den Straßen sammeln

und die Ergebnisse ihrer Arbeit in den Sammelkasten, die in jeder chinesischen Stadt an den verkehrreichsten Punkten angebracht sind, verbrennen müssen. Das alles ist allgemein bekannt. Da aber über die Beweggründe der Eingebornen kaum mehr als Vermuthungen aufgestellt sind, so erlaube ich mir die Uebersetzung einer kurzen Abhandlung folgen zu lassen, welche von einem begeisterten Gelehrten im Jahre 1870 veröffentlicht und unentgeltlich unter seine irrenden Landsleute vertheilt wurde.

„Von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart haben sich unsere Weisen den geschriebenen Zeichen gewidmet: jenem edelsten Juwel oben im Himmel und unten auf der Erde. Diejenigen, welche die Sucht nach Ruhm treibt, suchen ihr Ziel durch die Vortrefflichkeit ihrer Werke zu erreichen; andere, von der Begier nach Reichthum angestachelt, verfolgen ihren Zweck mit Hilfe von Tage- und Lagebüchern. In beiden Fällen würden die Menschen ohne die Kenntniß der Kunst des Schreibens hülflos dastehen; denn wie könnten Botschaften ausgefertigt, Verträge festgesetzt, Briefe gewechselt und Stammbäume aufgezeichnet werden, wenn nicht mit Hülfe der Schrift? Wie soll ein Mann den Ruhm seiner Vorfahren der Geschichte überliefern, eine Heirathsurkunde aufsetzen oder besorgte Eltern trösten, wenn er in fremden

Ländern weilt? Wie kann man seinen Kindern und Kindeskindern ihr Eigenthum sichern, Geld borgen oder von ihnen leihen, ihnen ein Geschäft übertragen, ein Erbe theilen, wenn nicht durch geschriebene Dokumente? Sogar der Feldarbeiter, wenn er auch nur wenige Morgen sein eigen nennt, muß seine Rechte schwarz auf weiß verbrieft haben; die Hausdiener verlangen mehr als die mündliche Versicherung, daß ihnen ihr Lohn ausgezahlt werde; das Recept des Arztes, welches den Kranken von den Pforten des Todes zurückführen soll, wird mit Feder und Tinte niedergeschrieben; ebenso die Prophezeiung des Wahrsagers, welcher die Menschen vor Bösem warnt oder Glück verheißt, — dies alles beweist den Nutzen des geschriebenen Wortes nach einer andern Richtung. Kurz, die Kunst des Schreibens veredelt und bereichert den Menschen, überliefert ihn dem Leben oder Tode, verhilft ihm zu Ehre und Ruhm oder bedeckt ihn mit Schimpf und Schande.

„Kürzlich ist jedoch aus unsern Schulen eine freche, unwissende Schaar hervorgegangen, Knaben, welche es wagen, alte Bücher zum Einwickeln, zum Bekleben von Fenstern, zum Wasserkochen oder zum Abwischen der Tische zu benutzen; Knaben, sage ich, welche in ihren Büchern kritzeln, Zeichen an Thüren und Wände schreiben,

die Schrift ihrer Gedichte zerkauen oder sie auf die Erde werfen. Solche Knaben müssen von ihrern Lehrern streng bestraft werden, solange sie noch zeitig vor dem Zorn eines rächenden Himmels gerettet werden können. Manche wickeln Sachen mit alten Pfandscheinen ein — sei es Kohl oder Bohnenmehl; andere wieder ein Pfund ihrer eingemachten Gemüse oder einen Schnitt Schweinefleisch in allerlei Lotterieloose, ohne daran zu denken, daß sie damit ein Verbrechen begehen, solange noch ein Cash verdient oder erspart werden kann. So giebt es ferner auch Menschen, welche ihre alten Bücher für Obst oder Erdäpfel vertauschen, die dadurch von dem Schmutz des Maculaturkorbes geschändet werden und gleich den Anweisungen und Wechseln der Barbaren aus einer Hand in die andere gehen. Schande über die Frauen, wenn sie zu Markte gehen; Schande über die Kinder, welche zum Markte geschickt werden! Sie können kein einziges Zeichen lesen, sie wissen nichts von dem unschätzbaren Werthe beschriebenen Papieres, sie werfen das Einwickelpapier in eine Pfütze, und jeder Vorübergehende kann es mit Füßen treten! Ihr Verbrechen wird jedoch vor die Thür derjenigen gelegt werden, welche zuerst gefehlt haben (d. h. derjenigen, welche ihre alten Bücher an die Krämer verkauften). Denn diese wollten aus den

zerfetzten oder unvollständigen Bänden noch einen, allerdings außerordentlich geringen, Vortheil ziehen und vergaßen in ihrer Habgier, daß sie die Weisen verunehrten und sich selbst sichern Schaden zufügten. Warum denn nun ein so großes Verbrechen für einen so geringen Gewinn? Wie viel besser ist die getreue Beobachtung der durch die Zeit geheiligten Sitte, welche gleich den Wogen der östlichen See einen Strom beständigen, immerwährenden Glückes, mit sich bringt. O ihr Kaufleute und Krämer, wisset, daß im Himmel wie auf Erden geschriebene Worte für werthvoller gehalten werden als der Nephrit, und was mit dem gezeichnet ist, darf man doch nicht wie Steine und Ziegeln achtlos bei Seite werfen. Denn Glück, Reichthum, Ehre, Auszeichnung und hohes Alter, alles kann durch die gebührende Achtung vor beschriebenem Papier gesichert werden."

# Aberglaube.

Gebildete Chinesen leugnen entschieden jeden Antheil an dem Aberglauben, welcher für ein europäisches Auge gleich einer dunkelen Wolke über einem sonst geistig freien Volke hängt. Nie hat es in China eine Staatsreligion gegeben, und jedermann hat stets das Recht gehabt, so viel oder so wenig vom Buddhismus, Taoismus oder Mohammedanismus zu glauben und zu befolgen, als ihm beliebte, ohne daß die Gesetze eingewirkt hätten oder gesellschaftliche Nachtheile irgend welcher Art damit verknüpft gewesen wären. Natürlich müssen aber alle religiösen Bekenntnisse lediglich persönlich bleiben und sobald sie — wie z. B. kürzlich der Mohammedanismus — irgend welchen politischen Charakter annehmen, ist die chinesische Regierung schnell bei der Hand, um die Einheit des Reiches durch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel zu schützen. Und so würde auch das Christen-

thum dieselbe Duldung gefunden haben, deren sich die anderen Religionen erfreuen, wenn nicht der selbstmörderische Eifer der christlichen Missionen und ihrer Beschützer eine unnatürliche Verschmelzung von Religion und Politik herbeigeführt und die Bibel auf der Spitze der Bajonnette nach China getragen hätte.

Was die Religion in China anlangt, so nimmt der Staat nur von der Sittenlehre des Confucius Kenntniß. Diese ist, wie John Stuart Mill sagt, „die beste Weisheit, welche sie besitzen" und die Chinesen haben, wie er an einer anderen Stelle bemerkt, durchgesetzt, daß diejenigen, „welche sich ihr am innigsten anschließen, die Aemter der Ehre und der Macht bekleiden". Seine Lehre ist frei von jedem abergläubischen Elemente. Er anerkennt zwar ein die Fassungskraft des Menschen übersteigendes Princip des Rechts und hat auch einmal gesagt, dieses Princip wüßte von seinem Leben und seinen Werken auf Erden, aber es ist ihm nie in den Sinn gekommen, es mit irgend einer strafenden oder belohnenden Gewalt zu bekleiden. Anspielungen auf eine unsichtbare Welt nahm er mit Verachtung auf, und über ein Leben nach dem Tode hat er vollständiges Schweigen bewahrt. „Wenn ihr das Leben nicht kennt, wie könnt ihr etwas über den Tod wissen?" antwortete er einem

Schüler, der ihn gebeten hatte sich über das für die Menschheit so wichtige Problem zu äußern. Und trotz dieser außerordentlichen Reinheit der Sittenlehre des Confucius, ist sowohl im politischen wie im socialen Leben der Chinesen eine so verworrene Menge von Aberglauben emporgewuchert, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn jeder geistige Fortschritt zuerst zurückgehalten, dann vollständig unterdrückt ist. Die herrschenden Klassen haben seine unwiderstehliche Kraft zur Befestigung ihrer Herrschaft über ihre einfältigen und leichtgläubigen Unterthanen benutzt, haben ihn in seinen rohesten Formen ausgeübt und Bände zur Unterstützung von Absurditäten geschrieben, an die sie selbst jedenfalls nicht im mindesten geglaubt haben. Erst vor drei oder vier Jahren hat sich der mächtigste Mann Chinas, ein ausgezeichneter Gelehrter, Staatsmann und Feldherr, vor einer kleinen Wasserschlange niedergeworfen, um durch diese Demüthigung vor dem Gott des Wassers das schreckliche Elend zu lindern, welches durch Ueberschwemmung eines großen Theils der Provinz Tschihli verursacht wurde Der Bittflehende war niemand anderes als der gefeierte Vicekönig Li Hung-tschang, der kürzlich die Forts an der Mündung und den Ufern des Peiho mit den besten Kruppschen Kanonen armirt hat, statt den Ausgang

eines zukünftigen Krieges den übernatürlichen Einwirkungen eines chinesischen Mars anheimzustellen.

Wenden wir uns nun zur Literatur Chinas, so müssen wir über die Menge von Novellen erstaunen, welche alle dieselbe Tendenz verfolgen. Ja nicht nur in das ganze Gebiet der chinesischen Phantasie, sondern sogar in das der ernstesten philosophischen Speculationen, ist das Wunderbare als natürliches und nothwendiges Element eingeführt. Folgende Stelle aus den Schriften von Han Wên-kung, dessen Name „zu den am höchsten verehrten" gehört, ist ein treffender Beleg für den Unsinn, auf den man bei jedem Schritt in der pfadlosen, baumlosen Oede stößt, welche wir aus Mangel eines adäquaten Ausdrucks die Literatur Chinas nennen müssen:

„Einige Dinge besitzen Gestalt, aber tönen nicht, wie z. B. Nephrit und Steine; andere haben einen Klang, sind aber ohne Form, wie Wind und Donner; andere wieder haben Gestalt und Ton, wie Menschen und Thiere, und schließlich giebt es eine Classe, deren beides mangelt, Teufel und Geister."

Gehen wir zu den harmlosen Aberglauben des häuslichen Lebens über, so finden wir, daß die Katze, die sich putzt, nicht Regen, sondern das Kommen eines Fremden anzeigt. Dagegen bedeuten „Fremde" im Thee

wie bei uns die Ankunft eines unerwarteten Gastes, groß oder klein, dick oder dünn, je nach der Form des prophetischen Zweiges. Schmerzen die Hühneraugen, so steht nasses Wetter bevor; (ich führe das nicht als Aberglauben an), gießt ein Mädchen Wasser auf Hühner oder Hunde, so wird es sicher an seinem Hochzeitstage regnen. Jeder, der einen Raben krächzen hört, sollte dreimal mit den Zähnen zusammenschlagen und dazu pfeifen; zwei Besen bringen gleichzeitig Freude und Schmerz, wie Geburt und Tod an einem Tage. — Der Aberglaube ist Chinas schlimmster Feind, ein Schatten, den nur das reine Licht der Wissenschaft zu zerstreuen vermag.

# Naturerscheinungen.

Für diejenigen, welche das chinesische Volk des Studiums werth erachten, hat die Frage besonderes Interesse: Welche Vorstellungen machen sich die arbeitenden und ungebildeten Klassen über solche Naturerscheinungen, die sie unmöglich unbeachtet lassen können? Ihre Ansicht von den Finsternissen ist allgemein bekannt, und von Zeit zu Zeit werden die Ohren der Ausländer durch das wüthende Getrommel einer aufgeregten Menge Eingeborener betäubt, welche durch diesen entsetzlichen Lärm einen Hund von colossaler Größe am Verschlingen der Sonne respective des Mondes hindern wollen. Bei solchen Gelegenheiten kann man unter der Schaar des gewöhnlichen Volkes stets eine gute Menge wohlhabender und gebildeter Leute bemerken, welche nicht nur sich selbst besser kennen, sondern auch versuchen sollten, ihre weniger glücklichen Landsleute aufzuklären,

statt den Lärm zu vergrößern. Aber der Aberglaube wurzelt so tief in dem Gemüth auch des gelehrtesten Chinesen, daß unter dem Einfluß einer wirklichen oder eingebildeten Gefahr Philosophie und Confucius in alle vier Winde zerstieben, und der stolzeste Jünger des Herrn sich als alles, nur nicht als Mann beweist.

Ich lasse die Literatur außer acht und beschränke meine Bemerkungen auf die gutmüthigen, fröhlichen und gastfreien arbeitenden Klassen Chinas, unter denen wir manche merkwürdigen Anschauungen über Sachen finden, die bei den westlichen Nationen jeder Schulknabe weiß. Die Erde wird z. B. allgemein für quadratisch gehalten und der Himmel für eine Art sternbesetzter Schale oder Decke, welche sich um die Erde dreht. Als wir einmal außer Sicht des Landes waren, machte ich meinen einheimischen Diener auf die unter den Horizont versinkenden Masten eines Schiffes aufmerksam; ich erklärte ihm, sie könnten nicht so verhältnißmäßig plötzlich verschwinden und das Schiff würde überhaupt nicht zu sinken scheinen, falls die Erde vollständig flach wäre. Aber gerade als er in seinem Glauben wankend wurde, und ich schon der großen Sache der wissenschaftlichen Wahrheit einen neuen Anhänger gewonnen zu haben glaubte, antwortete er ruhig, es stände geschrieben — „der Himmel ist rund,

und die Erde viereckig" und er sähe nicht ein, wie Bücher irren könnten!

Die Sonne geht nach der allgemeinen Annahme in die Erde unter und kommt am nächsten Morgen an der anderen Seite wieder hervor; der Mond dagegen geht im Ocean auf und unter. Die Erdbeben entstehen durch Explosionen von Schwefel im Herzen der Erde; den Regen gießt der Drachengott herab, welcher meist auf der anderen Seite der Wolken thront; der Regenbogen bildet sich durch den Athem einer ungeheuren Auster, welche fern vom Lande irgendwo mitten im Meere lebt. Kometen und Sonnenfinsternisse gelten für besondere Warnungen des Thrones, und meist theilt ein hervorragender Beamter das betreffende Ereigniß pflichtschuldigst dem Kaiser mit. Zu den merkwürdigsten dieser populären abergläubischen Vorstellungen gehören aber die auf Donner, Blitz und Hagel bezüglichen, die man für die Heimsuchungen eines beleidigten und erzürnten Gottes hält. Auch erschlägt der Blitz nicht, sondern der Donner, ein Glaube, der bekanntlich auch einst in Europa herrschte, wie die Ausdrücke Donnerschlag, vom Donner gerührt, thunderstruck, thunder-stricken ꝛc. beweisen. Der Tod durch den Donner ist die Strafe für

irgend ein geheimes Verbrechen gegen göttliche und menschliche Gesetze, und folglich hat ein Mann, der sich nichts derartiges vorzuwerfen braucht, vor den Elementen keine Furcht. Während eines Sturmes oder Typhons sitzen hinter den Wolken der Donnergott mit seinen schrecklichen Pfeilen und die Göttin des Blitzes, in der Hand einen blendenden Spiegel. Mit diesem wirft sie einen Blitzstrahl auf den Schuldigen, damit der Gott des Donners sein Opfer zu treffen vermag; der unsichtbare Pfeil schwirrt unter betäubendem Krach durch die Luft, — und die Beleidigung des Himmels ist gesühnt. Aehnlich ist der Hagel ein Strafmittel des Hagelgottes, mit dem er aber nur die Ernten und Güter solcher Sterblichen heimsucht, welche durch ihre bösen Handlungen sich dem langsamen aber sicheren Besuch der göttlichen Rache ausgesetzt haben.

Jede Provinz, jede Stadt hat ihre besonderen Aberglauben; die obigen jedoch, welche sich auf die wichtigsten aller Naturerscheinungen beziehen, findet man allgemein in jedem Dorfe und jeder Familie des chinesischen Reichs. Der kindliche Glaube an solche wunderbaren Ideen kommt nur der unermüdlichen Sorgfalt gleich, mit der die herrschenden Classen in richtiger Erkenntniß ihres Werthes für die Beherrschung eines

leicht erregbaren Volkes, sie pflegen. Selbst der Kaiser betet so lange laut um Regen, schönes Wetter oder Schnee, je nachdem eines oder das andere für die Ernte nöthig ist, bis die Elemente seinem Flehen nachgegeben haben. Hiermit verspotte ich allerdings eine Art von Aberglauben, von der weit gebildetere Nationen sich noch nicht ganz frei gemacht haben.

---

# Feier des neuen Jahres.

Neujahr in China! Welche Visionen tauchen dem Fremden in China bei diesen drei Worten auf! Schlecht zubereitete Frühstücke, vorher verbrauchter Gehalt, kleine Diebstähle und vielleicht sogar Einbruch. Er erinnert sich der schrecklichen Trommelei, des entsetzlichen Feuerwerks, die ihm Tag und Nacht keine Ruhe gelassen haben; er sieht jene festlich gekleideten Weinküfer und die schmucken Kulis; er sieht auch den natürlichen Feind des Menschen in China — den Koch — der, einmal in seinem Leben rein, ihm nach der Regel des Confucius*) ein vergiftetes, unverdauliches Geschenk macht, das er Kuchen nennt!

Der Neujahrstag ist das eine der großen jährlichen Ereignisse im politischen und gesellschaftlichen Leben der

*) „Beim Darreichen von Gaben hatte sein Gesicht ein sanftes Aussehen". Analecten Cap. X.

Chinesen. Ein kaiserlicher Geburtstag, selbst eine kaiserliche Hochzeit, verblassen vor dieser wichtigen Stunde, zu welcher alle Angelegenheiten unter dem Monde von Neuem beginnen, jede Rechnung ausgeglichen und jede Schuld bezahlt wird. Etwa zehn Tage vorher ist die Verwaltung öffentlicher Geschäfte nominell aufgehoben; die Yamens werden geschlossen, die Amtssiegel sorgfältig eingehüllt und in die sichere Obhut Seiner Gnaden oder Seiner Excellenz Ehefrau gegeben*). Die Feierzeit dauert einen Monat und während dieser Zeit ist Unthätigkeit die Losung des Tages. Es ist verboten Verbrecher zu bestrafen, einen Bericht zu stempeln und folglich auch zu schreiben. Doch wird den gefährlichen Folgen, welche eine zu wörtliche Befolgung dieses Verbotes nach sich ziehen könnte, dadurch vorgebeugt, daß im Voraus eine Menge Bogen von weißem Papier gestempelt werden, so daß nöthigenfalls ohne Verzug und ohne wirkliche Verletzung des Gesetzes oder der Sitte ein Bericht abgeschickt werden kann.

Das neue Jahr ist die Zeit der Geschenke. Eng gepackte Kasten voll chinesischer Kuchen, Biscuits, can-

*) Ein allgemeiner Brauch, den man auch mit unzähligen anderen gegen die Lehre von der Verachtung der Frauen in China anführen kann.

dirter Früchte werden den Familienhäuptern als Beweis der Achtung zum Geschenk gemacht; auch Weintrauben von Schansi oder Schantang, Schinken von Fuchow sind zum Beweis der Freundschaft und Liebe geeignet. Jetzt macht auch jeder Beamte im Reich, wie an den Geburtstagen, seinen unmittelbaren Vorgesetzten Geschenke, um sie für sich einzunehmen: denn ohne diese würde ein Amt ein undankbares und unsicheres Geschäft sein. Diese heißen trockene im Gegensatz zu den nassen Geschenken, welche zwischen Verwandten und Freunden ausgetauscht werden. Letztere bestehen entweder ausschließlich oder zum Theil aus Lebensmitteln, welche unter den Chinesen wegen ihres Wohlgeschmacks und ihrer Seltenheit oder vielleicht aus beiden Ursachen berühmt sind; und die Körbe voll der besten Orangen, welche z. B. ein Districtsbeamter mit den Gratulationen Seiner Excellenz dem Provinzrichter schickt, sind dem Anschein nach auch von jenen nicht verschieden. Der Beamte und der Richter wissen es aber besser; denn unter jener lachenden Frucht verborgen, liegen Banknoten oder Schuhe vom besten Silber, welche einen Theil des Einkommens jenes Beamten ausmachen, ihn seinerseits in den Stand setzen, sich mit dem allmächtigen Vicekönig zu befreunden und gleichzeitig alljährlich einen angenehmen

Ueberschuß für die Zeit zurückzulegen, da Krankheit oder Alter ihn zwingen werden den Pflichten und Vorrechten der Regierung zu entsagen.

Für „alle innerhalb der vier Meere", Patricier sowohl als Plebejer*), ist das neue Jahr eine Zeit von der größten Bedeutung. Am 23. oder 24. des vorhergehenden Monats hat jede Familie die Pflicht dem Geist des Heerdes Lebewohl zu sagen und ihm für den Schutz, den er während des verflossenen Jahres der Familie gewährt hat, den Dank abzustatten. Der Geist macht nämlich seine jährliche Reise in den Himmel, und damit keine seiner Entdeckungen unangenehme Folgen nach sich ziehen kann, wird es für das Beste gehalten, ihm überhaupt die Möglichkeit zu nehmen, irgend welche Aeußerungen zu machen. Zu diesem Zwecke setzt man ihm eine Menge steifes Ragout gleichsam als Opfer vor, und wenn der nichts ahnende Gott dies verzehrt, so werden seine Lippen so dicht zusammengezogen, daß er nicht eine einzige Silbe hervorbringen kann; auch bietet man dem Pferde, auf dem er reiten soll, Bohnen zum Futter an. Kehrt er dann am letzten Tage des alten Jahres zurück, so kann er sich nach Herzenslust

*) Die Gesellschaft in China zerfällt in zwei Classen — Beamte und Nichtbeamte.

an braunem Zucker und Gemüse laben. Das ist die Zeit par excellence für Feuerwerk, obwohl, wie jedermann weiß, dieser Spektakel schon früher beginnt. Dagegen wird nicht so allgemein bekannt sein, daß man diese Raketen deshalb steigen läßt, um den Ort von allen bösen Geistern zu säubern, welche sich während der verflossenen zwölf Monate angesammelt haben und durch ihre Anwesenheit die Einflüsse des jungen Jahres schädigen könnten. Der Neujahrsabend ist keine Zeit zum Schlafen: der Chinese hält es für nothwendig, daß ein respektabler Sohn Han's die ganze Nacht wach bleibt; und ehe er nicht seine Schulden bezahlt hat, würde er auch nur wenig Zeit und Gelegenheit zum Schlaf finden. Sein hartnäckiger Gläubiger weicht ihm nicht von der Seite, sondern droht und bittet abwechselnd, bis er sein Geld erhalten oder ein Abkommen getroffen hat. Selbst nach 12 Uhr kann der unglückliche Schuldner noch nicht von Neujahrstag reden, bis sein unwillkommener Mahner durch Auspusten des Lichts in seiner Laterne es dazu gemacht hat. Es giebt natürlich auch Ausnahmen; in der Regel aber werden in China alle Rechnungen ausgeglichen, ehe das alte Jahr der Geschichte angehört und das neue an seiner Statt die Herrschaft übernommen hat. Dann beginnen mit dem ersten Morgengrauen

jene unaufhörlichen Besuche, die dem ganzen Fest ein so eigenthümliches Gepräge aufdrücken. Im besten Staat, mit officiellem Hut, Stiefeln und Pfauenfeder, wenn er glücklich genug ist, solche zu besitzen*) macht sich jeder Chinese im Reiche auf, seine Verwandten und Freunde zu beglückwünschen. Mit einem dicken Pack Visitenkarten bewaffnet, besucht er zuerst die Häuser älterer Familienmitglieder oder die Freunde seines Vaters, dann seine eigenen Freunde von gleichem Alter und Stande; steht er im Dienste des Landes, so vergißt er nicht in dem Yamen vorzusprechen und seinem unmittelbaren Vorgesetzten ein kleines Andenken an seinen Besuch zurückzulassen. Wohin er kommt wird ihm stets etwas zu essen vorgesetzt, frisch gebackener Kuchen, Früchte und Wein, die jedem Gaste bei seinem Eintritt angeboten werden. Während seiner Abwesenheit machen sein Vater oder auch sein Bruder die Honneurs des Hauses, bereit ihrerseits die Besuche anzutreten, sobald sich die Gelegenheit dazu bietet. „Neue Freunde, neue Freude, werde reich, werde reich", unser „Fröhliches Neujahr" geht zu dieser Festzeit von Mund zu Mund, bis die geringen Unterschiede der Nationalität und des Glaubens vor der Ueberzeugung schwinden müssen, daß wenigstens

*) Gleichviel ob durch Verdienst oder Kauf.

in Sachen des Gefühls Chinesen und Europäer auf demselben Boden stehen. Nur eine einzige Ausnahme von der Regel giebt es — ein unglückliches Wesen, das niemand glücklich zu sehen wünscht und das niemand mit dem angenehmen Gruße beglückwünscht, „Werde reich, werde reich!“ — Das ist der Sargmacher.

# Das Laternenfest.

Ein großes chinesisches Fest ist das Laternenfest, das nur dem Neujahrstag an Wichtigkeit nachsteht. Es ist dem Namen nach selbst Europäern bekannt, welche China nie gesehen haben und deren Vorstellungen über dieses Land sich auf Taubenschwänze, Vogelnestsuppe und den Kotau beschränken. Mag aber ein Fremder in China das Laternenfest beachten oder nicht, jedenfalls erstreckt sich seine Kenntniß gewöhnlich nur auf das Datum, auf welches es fällt.

Das Fest, welches aus der Zeit der Han-Dynastie stammt, also etwa zweitausend Jahre alt ist, war ursprünglich ein feierlicher Gottesdienst in dem Tempel der ersten Ursache und dauerte vom 13. bis zum 16. des ersten Monats, mit welchem Tage alle Vergnügen, Feste und Besuche nach Neujahr ihr Ende erreichten.

In jenen frühen Zeiten konnte es aber auf seinen jetzigen Namen keinen Anspruch machen, denn Laternen wurden noch nicht gebraucht; die frommen Beter brachten vielmehr ihre verschiedenen Gebete und Opfer bei dem Schein des Vollmonds allein dar. Erst vor etwa achthundert Jahren kam die Kunst der Natur zu Hülfe, und wurde die Sitte eingeführt, die Straßen mit unzähligen Guirlanden glänzender Papierlaternen zu illuminiren, ohne welche jetzt kein nächtliches Fest für vollkommen gehalten wird. Wieder verstrichen dreihundert Jahre ohne Aenderung, dann wurde der Carneval um zwei Tage verlängert, dauert also jetzt sechs Tage im Ganzen. Zu dieser Verlängerung mußte aber die kaiserliche Sanction eingeholt werden, und diese wurde schließlich auch einem Manne Namens Tsch'ien in Anbetracht eines Aequivalents ertheilt, das sich, wie die Geschichte verräth, sehr gut in Taels ausdrücken läßt. Das Fest dauert also jetzt vom 13. des Monats, an welchem Tage herkömmlich zum ersten Male illuminirt wird, bis zum 18. inclusive; dann hört alles Vergnügen, alle Lustigkeit auf und das ernste Geschäft des Lebens beginnt von neuem. Am 15. ist der Haupttag, an ihm ruht jedes Geschäft, jede Arbeit, wie bei uns am Weihnachtstage. Des Nachts werden die Lichter in den

Laternen angezündet und Feuerwerk nach allen Richtungen abgebrannt; auf den Straßen drängt sich die schaulustige Menge, und die Taschendiebe machen ohne große Mühe gute Geschäfte. Denn da sich in China die Polizei um eine Volksmenge nicht kümmert, und der Ruf „halt den Dieb" von den Umstehenden unbeachtet gelassen würde, so braucht ein Dieb nur sein Opfer zu erspähen, ihm die Pfeife aus der Hand oder den Geldbeutel aus dem Gürtel zu reißen und sich dann so schnell er kann durch die Menge zu arbeiten. Eine Menge Lichter und Sandelholz würde an sich schon zu einem chinesischen Feste genügen; in diesem Falle muß aber von beiden besonders viel sein, obwohl dem ungebildeten Eingebornen nicht immer die Gründe bekannt sind. Man frage z. B. einen Kuli, warum er am Laternenfest Lichter anzündet und Sandelholz verbrennt, und er wird wahrscheinlich keine Antwort darauf zu geben wissen. Der Grund ist, daß die Geister der Vorfahren bei dieser Gelegenheit zurückkommen, um ihre Nachkommen wiederzusehen, und ihnen zu Ehren muß der Heerd mehr als gewöhnlich gewaschen und geschmückt werden. Sie verbrennen Bündel auf Bündel Sandelholz, damit die Nasen der Geister nicht durch die Gerüche der Welt beleidigt werden; die Lichter werden an-

gesteckt, damit diese körperlosen Wesen ihren Weg finden können, und ihrem Schönheitssinn wird durch eine geschmackvolle Anordnung der prächtigen Lampen Rechnung getragen, in denen die schmutzigen chinesischen Lichter verborgen sind. Die Verehrung ist in diesem Falle ziemlich gemischt, der Geist des Heerdes bekommt gewöhnlich seinen Theil und auch Himmel und Erde werden selten in der Kälte gelassen. Ein sehr wichtiger Theil des Festes besteht im Verzehren eines eigenthümlichen und eigens für diese Gelegenheit zubereiteten Kuchens. Zucker oder süßes Ragout wird in schneeweißem Reismehl kugelrund bis zur Größe eines Hühnereies gewälzt, und diese Kuchen werden in jedem Haushalt zu hunderten gegessen. Ihre Form ist für eine vollständige Familienversammlung unerläßlich, denn jeder Chinese bemüht sich das Laternenfest zu Hause zu verleben.

Unter den traurigen Umständen des Todes des letzten Kaisers ließ sich der 15. des ersten chinesischen Monats im Jahre 1875 kaum von irgend einem andern Tage unterscheiden, seitdem das Scepter aus der Hand eines Knaben in das eines Säuglings übergegangen war. Festlichkeiten waren nicht gestattet; Lampen in größerer Menge auszuhängen, war natürlich ungesetzlich und

allen Chinesen war durch kaiserliches Edict verboten, ihre Feierkleider zu tragen. Das einzige Vergnügen, das jedermann freistand, war sich mit den oben erwähnten Reismehlklößen vollzustopfen und auf fröhlichere Zeiten zu hoffen, wenn der Tag der Trauer vorübergegangen sein würde.

# Opiumrauchen.

Viele verweilen bei der Schilderung chinesischer Zustände mit Vorliebe bei dem langsamen aber sichern Untergang der Sitten, Gewohnheiten und Menschen, welchen im ganzen Reich die schreckliche Wirkung des Opiums allmälig nach sich zieht. Man entwirft haarsträubende Schilderungen von wohlhabenden und glücklichen Gegenden, welche durch dies verhängnißvolle Gift in Krankheit und Armuth gestürzt sind. Die Pest könnte nicht so schnell decimiren, selbst der Krieg nicht die Hälfte der Verwüstung auf seiner Spur zurücklassen, wie der Behauptung nach die Pfeife Opium, in deren Genuß man einen kurzen Augenblick die Sorgen des Lebens vergißt. Diesen Uebertreibungen wird so allgemein Glauben geschenkt, daß der in China ankommende Fremde nichts anderes zu sehen erwartet, als die schreckliche Wirklichkeit aller der Schrecken, von denen er ge-

hört hat, und — er erstaunt über den geschäftigen Anblick einer chinesischen Stadt, das zufriedene, friedliche Aussehen der chinesischen Dörfer und die reichen Ernten, welche ihre Bewohner von so manchem Acker des unvergleichlichsten Bodens einfahren. Wo ist denn nun jene Geißel, von der so viel geredet wird? Sicherlich nicht auf den Straßen, den Handelsplätzen oder in der stillen Ruhe entlegener, ackerbautreibender Dörfer! — Die Liebe zur Wahrheit führt unsern Forscher schließlich in eine Opiumhöhle, eine jener schrecklichen Höllen auf Erden, die man in jeder großen Stadt so häufig finden kann. Hier sieht er das Laster in seiner ganzen Häßlichkeit: hier treffen sich der Spieler, der Dieb, der Bettler und ähnlicher Abschaum der menschlichen Gesellschaft, um dem Gotte zu opfern, der ihnen ein kurzes Vergessen von Schmerz und Elend gewährt. Wenn hier China ist, so sind die Erzählungen der Reisenden nur zu wahr; dann ist eine große Nation dem tückischen Gift zum Opfer gefallen, und ihre gänzliche Vernichtung ist nur eine Frage der Zeit!

Ich muß gestehen, daß ich nach diesen Anzeichen vergeblich gesucht habe; doch wurde meine Geduld durch die Aufklärung von Thatsachen belohnt, die mich zu günstigern Schlüssen geführt haben, als die allgemein

angenommenen. Ich habe über China als Nation nicht nach dem Besuch einiger Opiumläden geurtheilt und ebenso wenig nach dem halben Dutzend extremer Fälle, die mir persönlich zur Kenntniß gelangt sind, oder die ich den Berichten der ärztlichen Missionäre entnommen habe, welche den Hospitälern für einheimische Kranke vorstehen; auch leugne ich durchaus nicht, daß das Opium ein Fluch ist, insofern als eine große Zahl Menschen ohne dasselbe besser leben würden. Vergleiche ich aber seine Wirkung als Reizmittel mit der der alkoholischen Getränke des Westens, so muß ich bekennen, daß der Vergleich sehr zum Nachtheil des letztern ausfällt. Wo Opium zu Hunderten tödtet, zählt der Schnaps seine Opfer nach Tausenden, und die in einer europäischen Stadt so häufigen entsetzlichen Scenen von Betrunkenheit sind in China ganz außerordentlich selten. In einem Lande, wo der Mann das Recht hat, seine Frau körperlich zu züchtigen, ist das Schlagen der Frauen unbekannt, und in einem Lande, wo sich die Leute um weniges Geld den stärksten Spiritus verschaffen können, ist der Ausdruck Delirium tremens unübersetzbar. Wer hat in China je einen Betrunkenen durch eine enge Gasse taumeln oder mit dem Kopfe in einem Graben an der Landstraße liegen sehen? Die Chinesen sind nüchtern, friedfertig

und fleißig; sie verabscheuen den berauschenden, zum Streit reizenden Reisschnaps und wenden sich zu der ihnen mehr zusagenden Opiumpfeife, welche das erregte Hirn besänftigt, Schlaf erzeugt und den ermatteten Körper stärkt.

Mir ist nicht gelungen auch nur ein Zehntel von jenem wirklichen Laster zu entdecken, welches die glänzende Carrière so vieler mit allen Vortheilen der Bildung und Erziehung ausgestatteter Menschen vernichtet, die, wie man euphemistisch sagt, der Gewohnheit huldigen, „ihre kleinen Finger aufzuheben". Nur wenige Chinesen scheinen Freunde des Weines zu sein, und Opium steht durch seinen Preis außerhalb des Bereichs der blaurockigen Massen. In manchen Gegenden, besonders in Formosa, rauchen die gutbezahlten Stuhlkulis sehr stark, um jene Wunder der Ausdauer verrichten zu können, die man so oft von ihnen verlangt. Zwei von ihnen tragen einen gewöhnlichen Chinesen mit seinem Kleiderkasten in acht bis zehn Stunden auch an den heißesten Sommertagen sechs bis sieben Meilen weit. Sie marschiren zwischen einer und ein eine viertel Meile in der Stunde; an einer Haltestelle angelangt, gehen sie unverzüglich dahin, wo man mit Speise und Opium ihrer wartet, rauchen ein wenig, gönnen sich so viel

Ruhe, als der Reisende ihnen gestattet und machen sich sofort wieder auf den Weg, — und dem in dem Stuhle Sitzenden muß die Leichtigkeit und Elasticität ihres Ganges im Vergleich zu ihrem trägen, langsamen Schritt eine halbe Stunde vorher auffallen. Sie sterben natürlich früh; aber wir haben auch im civilisirten Europa Gewerbe, bei denen ein Mann von sechsund-dreißig Jahren für einen Methusalem gilt.

Es wird ferner allgemein behauptet, daß ein Mann, der einmal sich dem Opium ergeben hat, von seiner Gewohnheit nie wieder lassen könne. Das ist vollständig falsch. Bis zu einem bestimmten Punkte kann jeder Raucher ungestraft gehen, darüber hinaus ist er ein verlorener Mann, denn er ist nicht mehr im Stande, jemals davon abzulassen. Der Chinese fragt ob ein Opiumraucher den Yin hat oder nicht und meint damit: hat er allmälig die Opiumdosen vergrößert, bis ihm das Rauchen zur Leidenschaft geworden ist, oder ist er noch ein freier Mann, der aufhören kann, ohne seine Gesundheit zu gefährden. Hunderte und Tausende machen kurz vor dem Yin halt; manche dagegen lassen ihn in ihrer selbstmörderischen Laufbahn weit hinter sich und eilen zu vorzeitigem Alter und Tod. Ferner ist das Opiumrauchen ein mehr auf die Person sich beschränken-

des Laster als die Trunksucht, welche alle möglichen Krankheiten auf die dritte und vierte Generation vererbt. Die Nachkommenschaft kann nichts von dem Opiumraucher zu leiden haben, aus dem einfachen Grunde, weil dem eingefleischten Raucher jede Nachkommenschaft versagt ist; und diese sehr wichtige Folge wird sich stets wirksam dem übermäßigen Gebrauch des Opiums entgegenstemmen, in einem Lande, wo Kinder für die größten Schätze gelten, welche das Leben zu geben vermag, und wo der glücklich gepriesen wird, der sein Nest voll hat.

Opium soll ferner die moralischen Eigenschaften derjenigen abstumpfen, welche sich ihm hingeben, und das ist auch bis zu einem gewissen Grade wahr. Wenn dein Diener Opium raucht, so entlaß ihn mit ebenso wenig Umständen, wie einen dem Trunke ergebenen Kutscher, denn du kannst Dich nicht länger auf ihn verlassen. Sein Lohn reicht keinesfalls aus, ihm seine Pfeife zu gestatten und noch einen Ueberschuß für Familienausgaben abzuwerfen, er wird also dazu gebracht werden dich noch mehr als gewöhnlich zu prellen und wahrscheinlich auch zu bestehlen. Aber wenn man einen Schreiber oder Commis entlassen wollte, weil er ein mäßiger Raucher ist, so müßte man auch einen Commis entlassen, der sich das schreckliche Vergehen zu Schulden

kommen läßt, zwei Glas Bier und zu Mittag ein Glas Wein zu trinken. Ein Opiumraucher kann einen musterhaften Lebenswandel führen, niemals berauscht, noch weniger verdummt sein; er kann seine Pfeife rauchen, weil er Geschmack oder Vergnügen daran findet, aber daraus darf man nicht schließen, daß er nothwendig in Zukunft zu jeder Arbeit unfähig sein wird. Wein und Mondschein wurden früher für einen chinesischen Barden unerläßlich gehalten; ohne sie keine poetische Begeisterung, kein poetischer Schwung. Der moderne Poetaster, der eine züchtige Ode auf seiner Herrin Augenbrauen schreibt, sucht in der Opiumpfeife jene begeisterten Gedanken, die seine Vorgänger aus der Weintasse schöpften. Ich sehe nicht ein, daß er daran Unrecht thut; ich bin vielmehr fest überzeugt, daß ein mäßiger Opiumgenuß ohne alle gefährlichen Folgen bleibt, und daß Mäßigung in jeder Art von essen, trinken und rauchen, in China eine ebenso gewöhnliche Tugend ist, wie in England oder in anderen Ländern.*)

*) Sir Edmund Hornby, der neun Jahre lang erster Richter des höchsten Gerichtshofes in Schanghai war, sprach sich in folgender sehr beachtenswerther Weise über die Antiopiumbewegung aus: „Von allem Unsinn, der geschwatzt wird, ist keiner größer als der, den man hier und in England über die Immoralität und Gottlosigkeit des Opiumhandels redet. Das ist eine Albern-

heit. Ich sympathisire nicht mit ihm, ebensowenig wie ich mit dem Besitzer eines Schnapspalastes sympathisire; so lange aber China durch das ganze Land Opium wachsen läßt, es besteuert und ein bedeutendes Einkommen daraus bezieht — würde Mitleid einfach lächerlich und schlecht angebracht sein."

Folgender Auszug aus einem Briefe an den London and China Express vom 5. Juli 1875 übersteigt aber an Phantasie und Naivetät alles, was ich je über diese viel besprochene Frage gelesen habe. „Dieses schreckliche Laster entzieht sich jeder Controlle, des Politikers sowohl, als des Philanthropen, und nur die göttliche Kraft des christlichen Lebens vermag mit ihm zu ringen. Der Fortschritt wird zwar ein langsamer sein, aber doch ein sicherer. Die christlichen Missionen allein können den Opiumhandel bekämpfen, jetzt, wo er so riesenhafte Dimensionen angenommen hat, und die verachteten Missionäre können ein Problem lösen, das den Staatsmännern unlösbar erscheint. Diejenigen also, welche die Uebel des Opiumrauchens anerkennen, werden dieser Pest am wirksamsten Einhalt thun, wenn sie die christlich protestantischen Missionen in China unterstützen.

Ergebenst

Ein alter Bewohner Chinas.

London, 28. Juni 1875.

# Diebstahl.

Nirgends kann man sich das Monotone des Exils durch das Studium dichter Massen der Menschheit unter neuen Verhältnissen besser erleichtern als in China, wo noch so Vieles unbekannt ist und wo der größte Theil dessen, was man gewöhnlich für Thatsache hält, in den meisten Fällen noch des läuternden Elements der Wahrheit bedarf, in anderen sich geradezu widerspricht.

Die Tage, in denen Unterhaltungsromane bona fide als Reisebeschreibungen galten, sind zu Ende, und die Eröffnung Chinas hat die dort wohnenden Fremden in den Stand gesetzt, über die Kühnheit des allzu lügnerischen Huc zu lächeln. Zu gleicher Zeit können sie auch sehen, wie Millionen menschlicher Wesen den Kampf um's Dasein kämpfen unter Bedingungen und Verhältnissen, welche von vielen Menschen in England mit dem Glück der menschlichen Race für vollständig

unvereinbar gehalten werden. Sie sehen, daß alle Classen in China jede Woche sieben Tage arbeiten und daß sich jeder nur so viel Feiertage gönnt, als er für seine Gesundheit und seine Mittel zuträglich hält, ohne daß jene geistige und physische Demoralisation eingetreten wäre, welche mit der Nichtbefolgung des dritten Gebots Hand in Hand gehen soll. Sie sehen den Verkauf der Spirituosen unbeschränkt und doch zugleich ohne Scenen der Brutalität und Gewaltthätigkeit, welche mit dem geistigen Fortschritt unseres Zeitalters so gewaltig contrastiren. Sie bemerken, daß Mitleid und Mildthätigkeit unter den Tugenden der Leute keinen Platz gefunden haben und daß keiner einen Deut fortgiebt, den er irgendwie behalten kann; woraus offenbar folgt, daß jeder die Nothwendigkeit, für sich selbst zu arbeiten, einsieht, und daß die Bettler in einer großen chinesischen Stadt kaum eines unserer kleinsten Arbeitshäuser füllen würden. Sie können ein viele hundert Jahre altes Concurrenzsystem studiren und daraus den sicheren Schluß ziehen, daß, welches auch sein Schicksal in England oder in anderen Ländern sein möge, es für die Regierung Chinas die best qualificirten und intelligentesten Menschen schafft.

Unter anderen Punkten verdient auch wohl das angeblich diebische Wesen der Chinesen einige Beachtung,

wäre es auch nur, um den Opfern einer, meiner persönlichen Ueberzeugung nach, höchst unglücklichen Behauptung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Denn selbst von Europäern, welche in China gelebt haben, hört man nicht selten die Behauptung, die Chinesen seien eine Nation von Dieben. In Australien, Californien und Indien haben die Chinesen ihre luxuriöseren Rivalen in geräuschlosem aber unwiderstehlichem Wettkampf durch Mäßigkeit, Fleiß und Sparsamkeit aus dem Felde geschlagen, und dennoch sollen sie eine Nation von Dieben sein! Es ist deshalb interessant, die Frage zu erörtern, in wie weit eine niedrige Art von Moral bei einem solch wichtigen Punkte mit der unbestrittenen Ausübung der guten Eigenschaften sich verträgt, welche das Glück so vieler Auswanderer des Himmlischen Reiches gemacht haben.

Was die Menge der Diebstähle betrifft, die täglich in China begangen werden, so bin ich im Stande gewesen, durch sehr genaue Nachforschung über die Zahl der Fälle, welche periodisch zur Kenntniß eines Districtsbeamten oder seines Stellvertreters gelangen, eine rohe Schätzung zu veranstalten, und bin zu einem, für die Civilisation des Westens, welche nicht angestanden hat, die Chinesen für eine Nation von Dieben zu erkären, außerordentlich ungünstigen Resultate gekommen.

Ich habe dabei die Thatsache in Betracht gezogen, daß viele geringe Fälle in China gar nicht vor Gericht kommen, welche in England sicherlich zur Kenntniß der Beamten gebracht worden wären. Ich habe auch nicht vergessen, daß in einem Lande ohne Criminalpolizei, wie China, mehr Diebstähle verübt werden als in einem solchen, wo die Polizei eine wohl organisirte Macht bildet und die Detectives geübte und erfahrene Männer sind. Ich weiß ferner, daß in China mancher Diebstahl dadurch gütlich beigelegt wird, daß das gestohlene Gut dem Eigenthümer gegen Erlegung einer bestimmten Summe zurückerstattet wird, welche von dem einheimischen Beamten, der dabei als Schiedsrichter zwischen den beiden Parteien fungirt, festgesetzt und getheilt wird. Und ich weiß endlich auch sehr wohl, daß bei Hunger und Hungersnoth und überhaupt innerhalb gewisser Grenzen die Aneignung von allem, was Nahrung heißt, nicht als Diebstahl betrachtet wird. Vergleiche ich aber das Ergebniß meiner statistischen Erhebungen mit der Menge der Diebstähle, welche in einem gleich großen und gleich stark bevölkerten Districte Englands begangen werden, so wird dieser Vergleich trotz aller dieser Erwägungen für die Chinesen nur höchst günstig ausfallen. Das Obige bezieht sich hauptsächlich auf den professio-

nellen Diebstahl; wenn wir aber in's Privatleben hinabsteigen und mit unparteiischem Auge die kleinen Diebereien der Diener in China betrachten, so werden wir noch weniger Ursache haben, uns über unsere gerühmte Moral und Civilisation zu freuen. Zuerst ist unter den Chinesen das kleine Prellen der Herren durch die Diener ein anerkanntes System und wird niemals als Diebstahl aufgefaßt. Es sind Commissionsgebühren für den Einkauf von Waaren und werden von dem Diener in Berechnung gezogen, wenn er sich eine neue Stellung sucht. Der Lohn ist infolge davon niedrig; manchmal, wie bei den amtlichen Läufern und Polizeibeamten, müssen die Diener, so gut sie können, ihren Lebensunterhalt von den verschiedenen streitenden Parteien herausschlagen, wobei sie sehr oft von beiden Geschenke annehmen. Was geringere Diebstähle an Wein, Taschentüchern, englischem Speck und anderen den Herzen der Bewohner des Himmlischen Reiches theuren Luxusartikeln betrifft, so möchte ich jeden in England, der Diener gehabt hat, fragen, ob unter denen der Diebstahl ganz unbekannt ist? Wenn die Chinesen wirklich solche Diebe wären, wie wir aus ihnen machen wollen, so würde für uns bei unseren westlichen sorglosen und vertrauensseligen Gewohnheiten das Leben in China fast zur Unmöglichkeit

werden. So aber miethet man Diener, von deren Vergangenheit man nichts weiß, überläßt ihnen ein Haus zur Beaufsichtigung, in dem viele Zimmer voll der verführerischsten Dinge sind, tritt eine Geschäftsreise nach einem hundertfunfzig bis zweihundert Meilen entfernten Hafen an und kommt zurück, um alles bis auf die geringste Kleinigkeit an seinem Orte wiederzufinden. Die Kaufleute lassen sich allerdings gewöhnlich für ihre Diener von einem sichern Manne Caution stellen; viele wenden aber auch nicht einmal diese Vorsicht an, denn einem ehrlichen Chinesen steht die Ehrlichkeit gewöhnlich auf dem Gesichte geschrieben. Confucius gab eine weise Regel, als er sagte: „Wenn du einen Mann mietheſt, so sei nicht mißtrauisch gegen ihn; wenn du aber Mißtrauen gegen ihn hegst, so nimm ihn nicht in Dienst!“

Die Fremden in China scheinen aber nur die erste Hälfte dieser Vorschrift bis zu einem fast absurden Grade zu befolgen, indem sie unbegrenztes Vertrauen auf Eingeborene setzen, von deren Vergangenheit sie nichts wissen und deren Namen in neun von zehn Fällen sie nicht einmal kennen. Und was ist die Folge davon? Einige Groschen Commissionsgebühren für Einkäufe im Laden oder auf dem Markte und ein fixer Verbrauch von etwa vier Dutzend Taschentüchern im Jahre. Diebstähle sind

und werden sowohl in China wie überall sein; aber man hat keinen bessern Grund für den Glauben, daß die Chinesen eine Nation von Dieben seien, als daß ihre eigene Tradition wesentlich wahr ist, welche besagt: „Wenn in der guten alten Zeit etwas auf der Straße lag, so nahm es niemand auf!" Ich glaube im Gegentheil, daß der Diebstahl unter den Chinesen auch nicht im Geringsten häufiger ist als in England, und habe die feste Ueberzeugung, daß die Beschuldigung, sie wären eine Nation von Dieben, mit vielen anderen auf die Chinesen geschleudert ist von gewissenlosen Menschen, welche sich ein Geschäft daraus machen, zu beweisen, daß China ohne den regenerirenden Einfluß des Christenthums nie fortschreiten werde; eine Ansicht, die ich mir sehr stark zu bezweifeln erlaube.

# Lügen.

Ich habe ohne Rückhalt meine Ueberzeugung ausgesprochen, daß die Chinesen als Nation zum Diebstahl nicht mehr neigen, als die Bewohner vieler anderer Länder, für die sich überdies gleich stichhaltige Entschuldigungsgründe durchaus nicht anführen lassen. Damit aber niemand voreilig und unkritisch darauf verfalle, mich für einen Lobredner einer stationär gebliebenen Civilisation zu halten, so beeile ich mich, jene etwas lobenden Behauptungen durch eine andere, zwar weniger überraschende, aber jedenfalls buchstäblich wahre Behauptung auszugleichen. Die Chinesen sind eine Nation von Lügnern. Gäbe es angeborene Ideen, die Idee des Lügens bildete den Grundstein im Gemüthe der Chinesen. Sie lügen instinctiv, bei jeder Gelegenheit,

sie lügen aus Nachahmung und vervollkommnen ihre Fähigkeiten in dieser Hinsicht durch die beharrlichste Uebung. Sie scheinen lieber zu lügen, als die Wahrheit zu sagen, selbst dann, wenn ihnen das Lügen gar nichts einbringt, und das Gefühl der Scham beim Ertapptwerden ist ihnen vollständig unbekannt.

Die gelehrtesten und ernsthaftesten Werke der chinesischen Literatur sind voll von Lügen; ihre Geschichtswerke lügen und ihre wissenschaftlichen Werke lügen. Nichts in China scheint dieser Pest entgangen zu sein.

Wesentlich ein Volk der Phantasie, haben die Chinesen ebensoviel Zeit auf die Erdichtung und das Lesen von Romanen verwandt, als jede andere Nation der Erde, und diese Art der Lüge ist ja harmlos genug. Auch kann es Fremden sowohl in- als außerhalb Chinas gleichgültig sein, daß medicinische, astrologische, geometrische und ähnliche Werke der Chinesen im Besitz von Geheimnissen zu sein behaupten, die wir als Unsinn erkannt haben. Andrerseits sollten sie aber ihre Lügen für sich und zu ihrem Privatvergnügen behalten. Sie haben kein Recht, geschriebene und mündliche Berichte zu verbreiten, daß die Fremden den Kindern die Augen ausstächen, um sie zu ihren Medicamenten zu benutzen. Sie haben kein Recht, solche abscheulichen und gehässigen

Pamphlete zu veröffentlichen, wie jenes, welches vor einigen Jahren von einem amerikanischen Missionar in nur zu getreues Englisch übersetzt wurde. So lange niemand unter der Selbstverherrlichung zu leiden hat, ist sie nur lobenswerth, und ich erlaube mir, hier die Uebersetzung eines Artikels folgen zu lassen, welcher am 19. September 1874 im Shun Pao veröffentlicht wurde, zum Beweise, wie die Chinesen bei gewissen Kleinigkeiten, welche mit der Ehre und dem Ruhme China's zusammenhängen, sich selbst zu täuschen lieben. Der Schreiber sagt:

„Ich habe gestern aus der Peking-Gazette vom 10. September 1874 ersehen, daß Prinz Kung abgesetzt ist, — ein Ereigniß, das mit Ueberraschung und Bedauern zugleich von den Bewohnern des Reichs der Mitte und der westlichen Königreiche aufgenommen wird. Denn werfen wir einen Rückblick auf die letzten Jahre der Regierung von Hsien Fêng, so finden wir, daß bei anhaltenden Unruhen im Innern, auch von außen her Schwierigkeiten sich um uns aufthürmten, und Krieg und Schlacht an der Tagesordnung waren. Und schließlich wurde Se. Majestät noch ein Gast des himmlischen Reiches und hinterließ ein Kind in zartem Alter, das

die Zügel der Regierung noch nicht in seiner Hand halten konnte. In dieser Zeit, wo wir als Herrscher ein Kind hatten, alle Zustände im Reiche in Unordnung waren, Aufstand im Innern, Krieg nach außen tobte, da muß die Aufgabe, das Scepter des Reiches zu führen, trotzdem Ihre Majestäten die Kaiserin-Wittwen die Leitung der Regierung übernahmen, eine sehr schwierige gewesen sein. Seit dieser Zeit, also seit länger als zehn Jahren, sind die achtzehn Provinzen beruhigt; die Nationen des Westens haben Gehorsam gelobt und sind zum Frieden zurückgekehrt, und im Innern ist das Reich auf einer festen Grundlage aufgebaut und hat seine frühere Lebensfähigkeit wiedererlangt. Niemals, selbst nicht in den ruhmwürdigen Tagen der Tschau- oder Hsia-Dynastie ist unsere nationale Wohlfahrt so grenzenlos gewesen, als jetzt. So oft ich unter den Leuten einen traf, der sich den Bauch strich oder im Uebermaß seiner Freude laut aufjauchzte, und ihn gefragt habe, weshalb er so zufrieden wäre, so antwortete er stets: „Weil unsere jetzige Dynastie uns so viel gutes thut.“ Ich frage weiter, welche und wessen Wohlthaten er meint, und er antwortet mir: „Es ist die gnädige Regierung Ihrer Majestäten der Kaiserin-Wittwen, es ist das unaussprechliche Glück, das der Himmel über

den Kaiser ausschüttet; es ist die Treue und Tüchtigkeit der höchsten Beamten Tseng-Kuo-fan, Li-hung-tschang und Tso-tsung-t'ang." Das sind jedoch alle Beamten für die Provinzen. Im Palaste sind die Kaiserin-Wittwen und Se. Majestät der Kaiser vom frühen Morgen bis zum thauigen Abend thätig; unter den Ministern aber, welche die Staatsgeschäfte leiten und den Willen des Kaisers empfangen und mittheilen, welche von früh bis spät im Cabinet arbeiten, nimmt Prinz Kung den ersten Platz ein, und durch seine Thätigkeit hat, wie Einheimische und Fremde wissen, vor vielen Jahren China seine alte Stellung wiedergewonnen, so daß jedes Lob Ihrer Kaiserlichen Majestäten indirect zugleich ein Lob unseres edlen Premierministers ist. Jetzt, wo wir hören, daß der Prinz sich das Mißfallen seines Herrn zugezogen hat, giebt es niemand, der nicht die Furcht hegt, seine früheren Dienste könnten übersehen werden, aber auch zugleich hofft, daß der Kaiser allergnädigst geruhen möchte, ihn wieder in Gnaden aufzunehmen und seine jetzige Strafe aufzuheben."

Das Lügen unter allen Umständen ist in China ein sehr verzeihliches Vergehen, ja man könnte behaupten, es sei eigentlich überhaupt kein Vergehen, denn jeder-

man ist darauf gefaßt, von allen Seiten belogen zu werden und nimmt die Lügen als etwas ganz selbstverständliches hin.

Es ist jedoch merkwürdig, daß ein so praktisches Volk nicht schon lange zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß es besser dabei fährt, wenn es die Wahrheit sagt, zumal es doch schon begriffen hat, daß für einen Kaufmann die Rechtschaffenheit unbestritten die beste Politik, und der Handel ohne sie nahezu unmöglich ist. Daraus aber, wie viele thun, zu schließen, daß dem Chinesen die Moral abgehe, weil er einen andern Maßstab an Recht und Unrecht anlegt, als wir, ist mutato nomine einer der lächerlichsten Züge in dem Charakter der Chinesen selbst. Sie betrachten uns als im höchsten Grade strafbar, weil unsere jungen Leute sich ihre Lebensgefährten selbst suchen, heiraten und Geschäfte für sich selbst anfangen, statt ihre Frauen anzuhalten, ihren betagten Eltern zu helfen und dann in Eintracht unter dem väterlichen Dache zu leben. Wir stehen über den Chinesen in unserem Abscheu vor Falschheit, in der Bethätigung der Kindesliebe übertreffen sie dagegen uns. „Spartanische Tugend" ist bei uns ein Schlagwort, aber die Ansprüche der Spartaner auf den Vorrang beruhen doch sicherlich nicht auf der Liebe ihrer Kinder zur Ehrlichkeit oder

Wahrheit. Der tiefste Denker des neunzehnten Jahrhunderts hat gesagt, daß ungenügende Liebe zur Wahrheit „mehr als alles andere dazu beiträgt, die Civilisation, Tugend, überhaupt alles, worauf im weitesten Sinne des Wortes das Glück der Menschen beruht, zu hemmen," eine Behauptung, welche mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand der öffentlichen Moral in China und die allgemeine Wohlfahrt des Volkes nicht sorgfältig genug erwogen werden kann. Dr. Legge jedoch, dessen Logik offenbar im umgekehrten Verhältniß zu seinen linguistischen Kenntnissen steht, behauptet ohne weiteres, daß jede Lüge, welche in China ausgesprochen wird, auf das Beispiel des Confucius selbst zurückgeführt werden könne. Er erkennt zwar an, daß man viele Aussprüche von ihm citiren könne, in denen die Offenheit ebenso gefeiert und ebenso kategorisch gefordert werde, wie von jedem christlichen Sittenlehrer; doch auf Grund zweier Stellen in den Analecten und den „Familienreden" steht er nicht an zu behaupten, daß „das Beispiel desjenigen, vor dem sie sich als dem besten und weisesten der Menschen beugen, sie zum Lügen, Heucheln und zur Sünde ermuthigt." Und nun die Stellen. In der ersten lobt Confucius die Bescheidenheit eines Officiers, welcher bei einem Rückzuge kühn den Nachtrab gebildet hatte, aber

alle Lobeserhebungen für seine Tapferkeit zurückwies und sein Zurückbleiben vielmehr der Langsamkeit seines Pferdes beimaß. In der zweiten besucht ein unwillkommener Besucher Confucius, und der Herr ließ ihm sagen, er wäre krank, während er zu gleicher Zeit seine Harfe ergriff und dazu sang „damit Pei ihn hören möchte". Dr. Legge legt kein Gewicht auf die letzte Hälfte dieser Geschichte, obwohl man unmöglich annehmen kann, daß ihre Bedeutung ihm entgangen ist. Endlich: Als Confucius einst von Rebellen gefangen genommen war, wurde er unter der Bedingung frei gelassen, nicht nach Wei zu gehen. „Trotz seines Versprechens setzte er seinen Weg dahin fort" und als ihn ein Schüler fragte, ob es recht wäre, seinen Eid zu brechen, antwortete er: „Es war ein erzwungener Eid, und einen solchen hören die Götter nicht."

Ich will weder versuchen, Confucius gegen eine dieser, aus dem Zusammenhang gerissenen und ohne Beziehung zu seinem Leben und seiner Lehre stehenden Anklagen zu vertheidigen, noch wünsche ich die Beschuldigung abzuschwächen, welche ich selbst gegen die Chinesen erhoben habe: sie seien eine Nation von Lügnern. Wenn man aber in allem Ernst behauptet, daß der große Lehrer, welcher Aufrichtigkeit und Offenheit zum Gegen-

ſtande ſeiner täglichen Predigten machte, allein für eine ſchändliche nationale Unſitte die Verantwortung zu tragen habe, welche doch erſt die Entwickelung einer verhältnißmäßig neuen Zeit mit ſich gebracht hat, ſo möchte ich an den horaziſchen Poetaſter erinnern, der ſeine Geſchichte des trojaniſchen Krieges mit der Sage von Leda und dem Schwane begann.

# Selbstmord.

Die Chinesen denken über den von menschlichen, wie göttlichen Gesetzen der Völker des Westens verurtheilten Selbstmord ganz anders. In manchen Fällen werden dem Opfer sogar besondere Ehren erwiesen, falls der Tod aus einer ehrenhaften Veranlassung gesucht wurde, z. B. aus Schmerz über den Verlust eines geliebten Vaters oder aus Furcht, das Gelübde zu brechen, in ewigem Cölibat oder ewiger Wittwenschaft zu leben. Das größte Contingent stellen die Frauen, aber auch den gewöhnlichen Chinesen kann eine oder die andere von zwei mächtigen Ursachen zum Selbstmord treiben. Entweder kann er seine Schulden nicht bezahlen und fürchtet den bösen Neujahrstag, wenn grobe Gläubiger sich in sein Haus drängen; oder er will ein langgehegtes Rachegefühl gegen jemanden

befriedigen, der unglücklich genug war, ihn zu beleidigen. Um diesen Zweck zu erreichen, entleibt er sich womöglich in dem Hause seines Feindes, jedenfalls aber in einer solchen Weise, daß er ihn mit ins Spiel zieht und in die Netze des Gesetzes bringt. Und dies ist auch in einem Lande nicht schwer, wo der Gerechtigkeit nicht eher Genüge geschehen, bis Leben für Leben genommen ist, wo die Beamten bestechlich und die Gesetze über den Zeugenbeweis lax sind. Manchmal wird auch eine junge Frau durch eine schreckliche Schwiegermutter zum Selbstmord getrieben, doch kommt dies nur selten vor, denn die Folgen für die Familie der schuldigen Frau sind furchtbar. Die Blutsverwandten der Abgeschiedenen versammeln sich in der Todtenkammer und legen in die Hand des beleidigten Opfers einen Besen. Dann tragen sie den Leichnam um das Zimmer, bewegen mit dem todten Arm den Stock nach allen Seiten und fegen so Reichthum, Glück und langes Leben für immer aus dem verfluchten Hause.

Folgender Auszug aus der Peking-Gazette vom 14. September 1874, ein Bericht des Gouverneurs von Kiangsi beweist, daß der Selbstmord — obwohl in diesem Falle die Absicht nicht ausgeführt wurde — unter gewissen Umständen des höchsten Lobes für werth

gehalten wird; die öffentliche Meinung in China hat jedenfalls sehr wenig daran auszusetzen.

„Der Magistrat des Districts Hsin-yu hat mir mitgetheilt, daß im zweiten Jahre der gegenwärtigen Regierung (1863) eine junge Dame, die Tochter eines niedrigen Beamten mit einem jungen Manne aus guter Familie verlobt wurde. Der Hochzeitstag war bereits festgesetzt, als der Bräutigam erkrankte und starb, worauf sich die Braut zu seiner Familie begab, um dem Begräbniß beizuwohnen und dann unverheirathet ihr Leben da zu beschließen. Ihre Mutter wollte dies aber nicht zugeben, sondern verlangte, daß sie auf die Rückkehr ihres in Geschäften verreisten Vaters wartete und verlobte sie inzwischen mit einem jungen Mann aus anderer Familie. Hierauf vergiftete sich die junge Dame, und als sie durch ärztliche Hülfe vom Tode gerettet war, nahm sie so lange keine Nahrung zu sich, bis sie ihre erste Absicht ausführen durfte. Seit der Zeit hat sie mit ihrem Vater und mit ihrer Schwiegermutter zusammengelebt und diese, sowie die Großmutter ihres verstorbenen Verlobten mit der größten Sorgfalt und Aufmerksamkeit gepflegt. Sie lieben sie zärtlich und haben in ihr für den Verlust ihres Sohnes einiger-

maßen Ersatz gefunden. Lange Dornen dienen ihr als Haarnadeln,*) ihr Gewand ist aus baumwollenem Stoff gemacht, ihre Speise besteht aus bittern Kräutern. Solche Entbehrungen legt sie sich freiwillig auf und unter ihren Verwandten giebt es nicht einen, der sie nicht achtete.

Da die Wahrheit des obigen Berichtes bestätigt ist, bitte ich demüthig, Ew. Majestät wolle dieser tugendhaften Dame, obwohl die vom Gesetze vorgeschriebene Zeit noch nicht verstrichen**) ist, ein Zeichen der Anerkennung***) verleihen." Rescript: — Gewährt.

Bei diesem Bericht fällt nur auf, daß die Mutter des Mädchens nicht bestraft ist, weil sie ihre Tochter abgehalten

---

*) Statt des zierlichen goldenen und silbernen Haarschmucks, welchen die chinesischen Frauen gewöhnlich tragen.

**) Eine Frau muß vor dem dreißigsten Jahre Wittwe geworden sein und dreißig Jahre im Wittwenstande gelebt haben, ehe sie zu einer Belohnung berechtigt ist. Dies geschieht sowohl, um sich gegen einen Bruch ihres frühern tugendhaften Entschlusses zu sichern, als auch um Grund zu der Annahme zu haben, daß sie zu ihrer Handlungsweise mehr durch ein Gefühl des Rechts, als durch ungalante Vernachlässigung seitens des männlichen Geschlechts getrieben wurde.

***) Gewöhnlich ein mit gewählten Lobeserhebungen beschriebenes Täfelchen oder Fähnchen.

hat, die Pflicht einer tugendhaften Frau und Schwiegertochter zu erfüllen. Es ist auch mehr als wahrscheinlich, daß weniger die späteren Entbehrungen oder das pflichtgetreue Benehmen, als vielmehr die Selbstmordversuche dieser Dame das erbetene Zeichen der kaiserlichen Billigung verschafft haben.

Bei geistiger Zerrüttung ist der Selbstmord selten, da Geisteskrankheiten, acute sowohl wie chronische, in China fast unbekannt sind; ebensowenig findet man hier solche ungeheuren Asyle für Irrsinnige, Idioten, Taubstumme, Blinde und Krüppel, die im civilisirten Europa so häufig sind. Die wenigen derartigen Institute, welche sich hier und da finden, sind auch nur für die Aermsten unter den Armen und bringen gewöhnlich den betrügerischen Aufsehern mehr Nutzen als den Kranken. Und doch sehen wir in den Straßen einer chinesischen Stadt viel weniger „Unglückliche" als in unsern so hoch civilisirten bürgerlichen Gemeinden. Die gewöhnlichste der angeführten Krankheiten ist die Blindheit, die meist durch einen Blatternanfall entsteht; aber nur sehr selten sieht man einen Chinesen mit irgend welcher Mißbildung und wie schon bemerkt, sind Geisteskrankheiten kaum bekannt. Die Selbstmorde, die hin und wieder vorkommen, sind fast immer wohl überlegte Handlungen und werden ent-

weder aus Rache oder um der „Despotie der Sitte“ zu genügen, begangen. Eine Statistik ist allerdings unmöglich, und meine nur auf Beobachtung beruhenden Schlüsse bleiben jeder Berichtigung eines wissenschaftlichen Forschers unterworfen.

# Folter

Gewöhnlich glaubt man, daß von den chinesischen Beamten bei jedem schweren Verbrechen die Folter angewandt werde. Da bekanntlich das Geständniß eines Gefangenen nöthig ist, ehe ein „Casus" als abgeschlossen betrachtet werden kann, und einige vereinzelte Fälle von ungewöhnlicher Grausamkeit zur Kenntniß des Auslandes gelangt sind, so hat dies wahrscheinlich zu dem Glauben Anlaß gegeben, derartige Brutalitäten, die mit Ausnahme des gefühllosen Eingebornen jeden empören müßten, kämen täglich durch ganz China vor. Das merkwürdigste dabei ist, daß die Chinesen selbst ihre Gesetze für die mildesten und sich für das sanfteste und höflichste Volk halten, welches die Sonne auf ihrem täglichen Lauf über die Erde, und wieder hinunter in das Meer bescheint. Die Wahrheit liegt natürlich zwischen diesen beiden Extremen: Vom Standpunkte des Westens haben

manche chinesische Sitten eine in Europa längst vergessene Grausamkeit sich erhalten, während der chinesische Enthusiast das Strafgesetz der jetzigen großen Pure-Dynastie den längst abgeschafften Gesetzen und den unberechtigten Grausamkeiten ferner und weniger civilisirter Zeitalter gegenüberstellt.

Unter der Han-Dynastie, welche ungefähr 200 v. Ch. bis 200 n. Ch. herrschte, hat sich die Umwandlung, wie historisch feststeht, vollzogen. Vor jener Zeit scheinen alle Strafen außerordentlich grausam gewesen zu sein, und die Rache des Gesetzes strafte das Verbrechen selbst an den vielleicht ganz unschuldigen Verwandten eines zum Tode Verurtheilten. Dann aber wurde bestimmt, daß in Zukunft nur noch die Familien aufrührerischer Rebellen verurtheilt werden sollten, und gleichzeitig wurden die gesetzlichen Strafen auf folgende fünf beschränkt: Bambusschläge in zwei Graden der Strenge; Verbannung auf bestimmte Entfernung und Zeit; Verbannung auf Lebenszeit und Tod. Unabhängige Beamte, gegen welche eine Appellation nichts gefruchtet haben würde, überschritten indeß häufig diese gesetzlichen Bestimmungen, und erst unter der Sui-Dynastie (589—618 n. Ch.) wurde die Körperverstümmelung vollständig verboten. Doch kann man sagen, daß diese

dem Wort und der Form nach bis auf den heutigen Tag in Gestalt des „langsamen Todes" gedauert hat, zu welchem gelegentlich Vater- und Muttermörder verurtheilt werden. Als man begriff, daß man dem Wegelagerer, der einen Reisenden seines Geldes wegen tödtet, unmöglich dieselbe Strafe zudictiren könnte, wie dem Schurken, der seinem Erzeuger das Leben nimmt, wurde demgemäß auch ein Unterschied in der Strafe festgesetzt; doch muß man sich wundern, daß sich zur Ausführung dieses schrecklichen Urtheils ein Scharfrichter finden ließ. Zuerst wurde der eine Arm abgehauen, dann der andere, in derselben Weise beide Beine, quer über die Brust wurden zwei Schnitte gelegt, das Herz herausgerissen und schließlich der Verbrecher enthauptet. Jetzt wird nur über jedes Schlüsselbein ein leichter Schnitt gelegt, drei Schnitte werden in der Form des Zeichens für tausend über die Brust gezogen, um die Zahl der Schläge anzudeuten, welche der Verbrecher eigentlich verdient hätte, und dann folgt unverzüglich die Enthauptung. Die absurde Behauptung in den Shangai Daily News vom 16. Januar 1875, daß diese Strafe an Schrecklichkeit von keiner in der Gegenwart übertroffen werde, ist jener achtbaren Zeitung vollständig unwürdig, aber nur ein Theil der allgemeinen Unwissenheit, welche

unter den Ausländern über chinesische Verhältnisse herrscht. Doch läßt sich zu ihren Gunsten noch anführen, daß der fragliche Irrthum durch eine falsche Uebersetzung aus der Peking Gazette entstanden ist, in der es heißt, daß nach einem solchen Urtheilsspruch kürzlich zwei unglückliche Wesen „nach Recht und Gesetz unter den herkömmlichen Formalitäten zu Tode geschnitten" seien; woraus ein Fremder den Schluß ziehen muß, daß das schreckliche Urtheil wirklich so ausgeführt sei. Ich will beiläufig bemerken, das dieser sogenannte „langsame Tod" jetzt fast ausschließlich an den Namen eines armen Wahnsinnigen geknüpft ist, der in einem Wuthanfalle Vater oder Mutter, manchmal auch beide getödtet hat; in der Peking-Gazette werden jährlich zwei oder drei solcher Fälle mitgetheilt. In neun unter zehn Fällen ist der unglückliche Verbrecher aber keineswegs wahnsinnig; der untersuchende Beamte stellt ihn aber in seinem Berichte stets als solchen dar, denn er würde bestraft und degradirt werden, weil er seinem District nicht die richtige Würdigung der fünf*) Hauptverwandtschaften der Menschheit beigebracht hat.

*) Zwischen 1. Herrscher und Unterthan, 2. Mann und Weib, 3. Eltern und Kindern, 4. Brüdern, 5. Freunden.

Unter der jetzigen Dynastie ist die Anwendung der Folter verhältnißmäßig selten und Körperverstümmelung ganz unbekannt. Die Verbrecher werden nicht selten in schmutzige Kerker geworfen, die allerdings jeder Beschreibung spotten und an Ketten gelegt; aber mit Ausnahme sehr entsetzlicher Verbrechen gehören das Schlagen der Ferse, das Fingerquetschen, geschweige das Knieen auf Ketten und das Hängen an den Ohren, mehr der Vergangenheit als der Gegenwart an. Weib und Kind eines Rebellenführers können ihre Tage in Ruhe und Frieden beschließen. Unschuldige leiden jetzt nicht mehr mit den Schuldigen. Ein wegen eines Verbrechens — mit Ausnahme der Empörung — zum Tode verurtheilter Verbrecher, kann sein Leben retten und sich vor weiterer Strafe sichern, wenn er nachweisen kann, daß er betagte Eltern zu unterstützen hat. Der schwere Bambus, unter dessen Anwendung der Leidende nicht selten seinen Geist aushauchte, hat einem leichten Strafinstrument Platz gemacht, das sich praktisch zwar noch schwer genug verwerthen läßt, aber das Leben nicht gefährdet. Der Kaiser K'ang Hsi, dessen Name ungetreulich mit einem der werthvollsten Wörterbücher verknüpft ist, die je zusammengestellt sind, verbot das Bambusschlagen über den oberen Theil des

Rückens und der Schultern, „Unmittelbar unter der Oberfläche," sagt dieser gütige Vater seines Volkes, „liegen Leber und Lunge, und durch eine ganz geringfügige Verletzung kann ein Mann so bestraft werden, daß diese Organe sich von den Folgen der Schläge nie erholen würden". Das herrschende Bestechungssystem hat dem Bambus die wenigen ihm noch anhaftenden Schrecken für diejenigen genommen, welche durch Geld die Hand zu beeinfluffen vermögen, die ihn schwingt. Kleinere Vergehen werden allgemein mit einem geringen Geldgeschenk an den Stockmeister gesühnt, der den strafenden Bambus verhältnißmäßig leicht niederfallen läßt oder dem Verbrecher die Erniedrigung und die Schmerzen einer Woche Kank*) nach Kräften lindern hilft. Diese beiden sind die einzigen Strafen, von denen man viel hört; die eigentliche Folter ist zwar unter bestimmten Verhältnissen gestattet, wird aber selten, wenn überhaupt je, angewandt.

Zur Unterstützung dieser ganz abweichenden Behauptung erlaube ich mir, eine Uebersetzung von zwei Kapiteln aus dem „Rathgeber für Regierungsbeamte"

*) Ein schwerer hölzerner Kragen, der nur bei langer Strafe oder bei Bestechung nachts abgenommen wird.

anzuführen, einem einheimischen Werke, das im ganzen Reiche großen Ruf genießt.

## Kapitel V.

„Die Bambusstrafe kann auf verschiedene Weise gemißbraucht werden. Die Knoten im Holze können z. B. nicht geglättet sein, die Schläge in die Gelenke, statt oberhalb der Knie gegeben, das spitze, statt des flachen Endes des Bambus gebraucht werden, jeder Schlag kann von einer ziehenden Bewegung der Hand begleitet sein, oder es kann auf dieselbe Stelle geschlagen werden, nachdem diese schon verwundet ist, wodurch sich die Schmerzen des Verbrechers außerordentlich vergrößern Aehnlich hängt die „Quetschstrafe" lediglich von der Festigkeit des Riemens ab, der Länge der angewandten Stöcke, und ob diese naß oder trocken sind. Auf solche Punkte muß der Beamte selbst genau achten und sie nicht seinen Untergebenen überlassen. Bei Vollstreckung der Strafe sollen zur Verhinderung eines Unglücks noch größere Vorsichtsmaßregeln getroffen und ein Theil der Strafe erlassen werden, falls das Verbrechen unter verzeihlichen Umständen begangen war und man annehmen darf, daß die bereits vollzogene genügt. Das Pressen der Knie auf den Boden, das Knien der Gefangenen auf

Ketten oder das Brennen ihrer Beine mit heißen Eisen und ähnliche Strafen, die unter dem Verwande verhängt werden, daß die „Quetsch-Tortur" nicht angewandt ist, gehören zu den grausamsten der verbotenen und sind unter keinen Umständen gestattet."

## Kapitel VI.

„Lü Hsin-wu sagt: Fünf Classen der Menschen müssen von der Strafe des Bambus ausgeschlossen werden. 1. Die Greise. 2. Die Kinder. 3. Die Kranken. (Es ist ausdrücklich vom Gesetze bestimmt, daß Greise und Kinder auf solche Weise nicht zu Zeugenaussagen gezwungen werden dürfen, aber dies wird vielleicht in einem Augenblick der Erregung übersehen.) 4. Hungrige und Nackte. (Denn einen vor Kälte und Hunger halbtodten Bettler so zu strafen, würde gleichbedeutend damit sein, ihn sofort zu tödten.) 5. Diejenigen, welche schon geschlagen sind. (Sei es in einem Streit oder von einem anderen Beamten; das zweite Schlagen könnte tödtlich werden, und der vorsitzende Beamte wäre dafür verantwortlich.)

Es giebt fünf Classen von Menschen, die man nicht übereilt zum Bambus verurtheilen darf. 1. Mitglieder der kaiserlichen Familie. (Die Verwandten Seiner Majestät,

gleichviel ob sie ein Amt bekleiden oder nicht, sollen, wie das Gesetz besagt, auf solche Weise nicht voreilig bestraft, die Sache vielmehr den geeigneten Behörden vorgelegt werden.) 2. Beamte. (Wie niedrig ihr Rang auch sein mag, sie bilden einen Theil der Majestät der Regierung, und ihr guter Name wird dadurch für alle Zeiten beschimpft.) 3. Graduirte. 4. Die amtlichen Diener deiner Vorgesetzten. (Achte auf das Gefäß, wenn du nach einer Ratte wirfst. Du magst im Rechte sein, aber die Würde deiner Vorgesetzten darf nicht bloßgestellt werden. Der Thatbestand ist vielmehr genau aufzuklären und die Sache privatim dem betreffenden Beamten zu übergeben. Vor einem solchen Verfahren aber aus Furcht vor den Folgen zurückzuschrecken, würde Schwachheit sein.) 5. Frauen."

„Es giebt ferner fünf Fälle, in denen eine Verschiebung der Strafe nothwendig ist. 1. Wenn der Gefangene unter dem Einfluß der Erregung oder 2. der Angst steht. (Die arbeitenden Classen sind eigensinnig, Schläge müßten sie in ihrem Trotz nur bestärken, so daß sie eher sterben, als nachgeben würden. Man sollte deshalb zuerst sie mit Gründen ihres Irrthums zu überführen versuchen und dann kann man die Körperstrafe ohne Furcht anwenden.) 3. Wenn er betrunken ist.

(Ein betrunkener Mensch kann den Himmel nicht von der Erde unterscheiden, wie kann man von ihm erwarten, daß er Recht von Unrecht unterscheidet? Ueberdies fühlt er keinen Schmerz und es steht zu fürchten, daß er den Beamten beleidigt. Man solle ihn deshalb gefangen halten, bis er nüchtern geworden ist — jedoch nicht an einem kalten Orte, damit sein Leben nicht gefährdet wird — und ihn dann bestrafen. 4. Wenn ein Mann gerade von einer Reise zurückgekehrt ist, und 5. wenn er sich außer Athem gelaufen hat.

Es giebt ferner fünf Fälle, in welchem es in deinem eigenen Interesse liegt, die Strafe auf einige Zeit auszusetzen. 1. Wenn du in Wuth, 2. wenn du betrunken 3. wenn du unwohl bist (denn in letzterem Falle ist das Blut erhitzt, und du wirst nicht nur zu ungerechter Strafe geneigt sein, sondern auch Gefahr laufen, deine Mäßigung zu verlieren, also nicht nur dem Gefangenen, sondern auch dir selbst Schaden zufügen). 4. Wenn dir der Thatbestand des Falles nicht klar ist. 5. Wenn du über die richtige Strafe im Zweifel bist. (Denn in verwickelten Fällen, zumal wenn der Gefangene kein ordentlicher Mann, ist es besser abzuwarten, wie die Sache ablaufen wird, ehe du den Bambus anwendest. Du thust nie gut, solche Maßregeln ohne reifliche Ueber-

legung anzuordnen, oder du könntest plötzlich finden, daß du keineswegs zum letzten Male davon gehört hättest).

Drei andere Klassen von Menschen dürfen nicht geschlagen werden, wenn sie noch andere Strafen leiden sollen. 1. Diejenigen, denen die Finger gequetscht werden, 2. diejenigen, denen der Fersenbock angelegt wird, 3. diejenigen, welche im Kank ausgestellt werden (Denn werden sie vorher geschlagen, so sind sie vielleicht nicht im Stande, sich zu bewegen oder ihre Wunden heilen nicht und sie sterben vielleicht. Das Gesetz schreibt vor, daß sie erst bei der Entlassung geschlagen werden sollen, doch kann dies in einem Augenblick der Erregung leicht vergessen werden).

In drei Fällen sollte das Mitleid die Gefangenen von dem Bambus befreien. 1. Wenn das Wetter außerordentlich kalt oder heiß ist. 2. Wenn ein Fest gefeiert werden soll. 3. Wenn der Gefangene kürzlich in Trauer gekommen ist. (Ein Mann, der um seinen Vater, Mutter, Weib oder Kind trauert, sollte nicht körperlich gestraft werden, es könnte sein Leben gefährden)

In fünf Fällen sollen die verdienten Schläge nicht vollstreckt werden. 1. Wenn einer der Streitenden bedeutend älter ist, als der andere, so sollte er nicht geschlagen werden. 2. Wenn einer der Streitenden der

Diener eines Beamten ist, so sollte er nicht geschlagen werden. (Denn obwohl dieser im Recht sein kann, so solltest du seinen Gegner doch mit Milde behandeln, damit die Leute nicht sagen können, du beschützest deine Yamendiener und schließlich in Zukunft, wenn er Unrecht gethan hat, keiner ihn anzuklagen wagt.) 3. Arbeiter und andere von der Behörde Angestellte, sollten von ihr nicht zum Bambus verurtheilt werden, selbst wenn sie es verdienten.

Drei Arten des Bambusschlagens sind untersagt. 1. Mit dem größeren Bambus. (Ein Schlag mit dem größeren Bambus gilt zehn; drei mit dem mittelgroßen und fünf mit dem kleineren. Beamte sind häufig zu freigebig, nie zu sparsam mit ihren Strafen. Selbst durch die übermäßige Anwendung des kleineren Bambus wird das Leben nicht gefährdet, und wenn die Strafe sich über eine lange Zeit erstreckt, so hat der Beamte überdies mehr Gelegenheit um ruhig zu werden. Aber welcher Schaden selbst durch wenige Schläge mit dem schweren Bambus angerichtet werden kann, läßt sich nicht vorhersagen.) 2. Es ist untersagt zu niedrig zu schlagen. 3. Es ist untersagt niederen Beamten die Anwendung ungesetzmäßiger Strafinstrumente zu gestatten. Die fünf vorhergehenden Beschränkungen beziehen sich auf

Fälle, in denen die Strafe zwar unzweifelhaft vollzogen werden sollte, aber von den Beamten leicht ohne genaue Aufklärung der Umstände verhängt wird, wodurch sie unfehlbar ein Gefühl der Unzufriedenheit und der Insubordination erwecken. In solchen Fällen, in denen die Strafe zwar verdient, aber auf einige Zeit verschoben ist, kann sie nach dem Ermessen des Beamten ganz oder zum Theil erlassen werden. Die Hauptsache bleibt, daß jeder das Mitleid in sein Herz einziehen läßt, denn dieses allein sichert die richtige Anwendung der Strafe.

# Fêng-schui.

„Fêng-schui" ist in den letzten Jahren im Munde der fremden Bewohner Chinas ein so gebräuchlicher Ausdruck geworden, daß es große Aussicht hat, allmälig in die Sprache mehr als einer Nation des Westens überzugehen. Und doch möchte ich die Behauptung aufstellen, daß trotz Dr. Eitels kleinem Handbuch nur sehr wenige von denen, welche diesen Ausdruck beständig im Munde führen, eine genaue und richtige Vorstellung von seiner Bedeutung haben. Man weiß dunkel, daß Fêng-schui die mächtige Waffe ist, mit der die chinesischen Beamten sich allen fortschrittlichen Neuerungen widersetzen, um China in seinem lethargischen Schlaf nicht zu stören, in welchem es so viele Jahrhunderte gelegen hat; darüber hinaus ist aber alles widersprechend und zweifelhaft. Die Eingeborenen selbst sollen nicht daran glauben, während andere das Gegentheil behaupten, und andere

wieder der Meinung sind, daß nur das gewöhnliche Volk daran glaubt, der aufgeklärte und gebildete Chinese aber das ganze als offenbaren Betrug verachtet. Wenn auch die meisten Chinesen zugeben müssen, daß sie selbst über diesen Gegenstand gar nichts wissen, so werden sie doch gleichzeitig sich große Mühe geben, ihrem Zuhörer klarzumachen, daß der und der von ihren Freunden, Verwandten oder Bekannten, viel Zeit auf dieses anziehende Studium verwandt hat und ein begeisterter Anhänger der Kunst ist. Sie werden auch ihre Ueberzeugung von seiner Unfehlbarkeit innerhalb gewisser Grenzen ausdrücken und versichern, daß es im Leben Augenblicke giebt, wo das Anrufen des Beistandes von Fêng-schui nicht nur gerathen, sondern für das Glück des Menschen geradezu unerläßlich ist.

Für diejenigen, denen Doktor Eitel's werthvolles kleines Buch nicht zugänglich ist, will ich bemerken, daß Fêng das chinesische Wort für Wind, — Schui das für Wasser ist, folglich ist Fêng-schui Windwasser; die erste Hälfte Wind läßt sich nicht begreifen, die letzte Hälfte Wasser nicht fassen. Man kann es ein System von Geomantie nennen, durch dessen Kenntniß es möglich ist, aus der Configuration von Naturgegenständen wie Flüssen, Bäumen, Hügeln die geeignete

Lage für Gräber, Häuser oder Städte zu bestimmen und mit Gewißheit die Geschicke einer Familie, Gemeinde, oder eines Individuums je nach der Wahl des Orts vorherzusagen; durch dessen Ausübung es in der Macht des Geomanten steht, üblen Einflüssen durch gute entgegenzuwirken, gerade und schädliche Umrisse in krumme und glückbringende Linien umzuwandeln, ganze Landstriche von der Verwüstung der Fluthen oder der Pestilenz zu befreien und Fülle „über ein lachendes Land auszuschütten", welches sonst die Qualen der Armuth und den nagenden Mangel erfahren hätte. Um solche Wunderdinge auszuführen, ist es nur nöthig an der richtigen Stelle und in richtiger Höhe Pagoden zu bauen, einen Steinhaufen aufzuschütten oder die Spitze eines Hügels abzurunden, dem der Natur rohe Hand ein viereckiges, unharmonisches Aeußere verliehen hat. Die Umgebnng der zu einem Bau- oder Begräbnißplatz geeigneten Stelle muß mit gewissen Grundsätzen im Einklang stehen, welche von den imaginären Begründern der Wissenschaft aufgestellt sind. Der Geomant hat nun die Aufgabe solche Stellen zu finden; er hat anzugeben, ob eine Oertlichkeit ihrem Zwecke entspricht oder nicht; er hat die Irrthümer unwissender Quacksalber zu verbessern oder die Ungenauigkeiten zu berichtigen, welche der Auf-

merksamkeit eines der Koryphäen der Genossenschaft entgangen sind. Hier stehen zu viel Bäume: dieser oder jener muß entfernt werden; dort zu wenig: hier und da sind neue zu pflanzen; hier fließt ein Bach nicht in dem richtigen Bogen, die Hügel dort sind zu hoch oder zu niedrig, von unheilbringender Gestalt oder ihre gegenseitige Lage ist vollständig unbrauchbar. Jede dieser Ursachen kann für den Schüler von Fêng-schui den plötzlichen Ausbruch einer Pest, den allmäligen oder schnellen Untergang einer einst blühenden Stadt bewirken. Der Fêng-schui eines Hauses beeinflußt nicht nur das materielle Wohlergehen seiner Bewohner, sondern bestimmt auch ihr Glück und hohes Alter. In dem britischen Gesandtschaftshotel zu Peking starben in einem Zimmer kurz nach einander zwei Personen. Infolge davon wurde es von einem Anhänger der Kunst untersucht, und die Chinesen behaupteten dann, daß ein großer Schornstein gegenüber der in dieses Zimmer führenden Thür den Fêng-schui verletzt und den Platz für einen sterblichen Menschen unbewohnbar gemacht hätte.

Wenn die Chinesen also thatsächlich glauben, daß die natürliche oder künstliche Configuration der umgebenden Gegenstände wirklich das Geschick einer Stadt, Familie oder eines Individuum beeinflußt, so widersetzen

sie sich mit Recht der Einführung solcher Neuerungen, wie Eisenbahn und Telegraphie, welche ihren Lieblingsaberglauben unvermeidlich zerstören müßten, um ihn nie wieder aufkommen zu lassen. Und daß sie es in der That glauben, daran kann niemand zweifeln, der sich die Muße genommen hat zu beobachten. Die endlosen Unbequemlichkeiten, die ein Chinese ohne Murren erträgt, nur um nicht gezwungen zu sein die Gebeine eines seiner Lieben in einen durch die Zustimmung des Geomanten nicht geheiligten Ort zu legen; die Summen, welche er zum Bau einer schützenden Pagode oder zur Vernichtung einer schädlichen Combination zeichnet; die Sorgfalt, mit der er bemüht ist, die wohlbekannten Grundsätze beim Bau oder der Einrichtung seines Privathauses zu erfüllen, — das alles beweist, daß die Fesseln des Fêng-schui in seine Seele gedrungen sind, und daß der Glaube, in dem er aufgewachsen ist, sich keineswegs überlebt hat. Der kindliche Glaube seiner Jugendjahre erstarkt allmälig zu einem festen, unerschütterlichen Vertrauen, gegen das vielleicht die Lächerlichkeit die beste Waffe ist. Aber erst jahrelange Berührung mit fremden Nationen, erst das tiefere Eindringen jener wirklichen Wissenschaft, die sich jetzt unmerkbar in sie einschleicht, wird die Chinesen zur der Einsicht bringen, daß Fêng-

schui ein leerer Wahn ist, daß er seine Rolle in der Geschichte eines großen Volkes gespielt hat und jetzt nur noch mit den Andenken an den vergangenen Ruhm der Herrschaft Chinas, — Bogen, Pfeil, Luntenbüchse und Dschonke — auf eine Stufe gestellt werden muß.

# Geld.

Es fällt in China kaum etwas mehr auf, als das unaufhörliche Geschnatter der Diener, Kulis und arbeitenden Klassen. Nur selten findet man eine Schaar Träger ihre schweren Lasten einen Feldweg dahinschleppen, ohne daß alle zu gleicher Zeit reden, als ob sie in der Hitze eines erregten Gespräches wären und fürchteten, ihr Marsch könnte zu Ende gehen, ehe sie ihre wichtigsten Gründe erschöpft hätten. Man wundert sich, über was diese unwissenden Menschen verhandeln, da doch in China Bierbankpolitik unbekannt ist, religiöse Gespräche kein Interesse haben und der Mangel an Verkehrsmitteln die Neuigkeiten auf ein halbes Dutzend benachbarter Straßen in einem und demselben Dorf beschränkt. Vergleicht man diese lebhafte Fröhlichkeit der leichtherzigen Söhne Han's mit der Schweigsamkeit der englischen Maurer, welche ein Haus bauen, ohne viel

mehr zu reden, als sich gelegentlich um etwas Feuer für die Pfeife zu bitten, so lohnt es sich vielleicht der Mühe die Frage aufzuwerfen: Worüber reden denn diese Chinesen? Und die Antwort ist; über Geld! Man kann sagen, sie reden, denken und träumen von nichts anderm und leben sicherlich nur in der Hoffnung, daß ihnen einst ein Tag, wenn auch nicht Reichthum, so doch wenigstens bequemes Auskommen bringen werde. Der Tempel des Plutus, den man in jeder chinesischen Stadt findet, ist selten ohne Flehende, aber diese heucheln hierbei nicht so, wie jener römische Beter, der laut um Tugend flehte und innerlich Gold aussprach. Und doch ist ein reicher Mann in China noch mehr zu bemitleiden, als anderswo. Er wird von den Beamten als ihre rechtmäßige Beute betrachtet und schwebt täglich in Gefahr sich wegen einer falschen, erfundenen Anklage verantworten zu müssen. Der Ortsmagistrat schickt ihm eine Suscriptionsliste nominell zu einem milden Zwecke, dem Bau einer Brücke, der Reparatur eines Weges und wehe ihm, wenn er nicht eine bedeutende Summe zeichnet. Ein Schurke droht ihn wegen Mordes zu verklagen, falls er sich nicht durch Zahlung von 300 Taels von der Anklage freikauft, und der reiche Mann zieht gewöhnlich vor, seine Unschuld durch Zahlung von

3000 Taels zu beweisen. Er wird wegen einer geringfügigen Uebertretung vorgeschriebener Ceremonien angeklagt, etwa weil er ein Diner gegeben oder die Vorbereitungen zu der Hochzeit seines Sohnes getroffen hat, ehe die Trauerzeit für seinen Vater verstrichen ist. Nichts ist für die Krallen des habgierigen Mandarinen zu unbedeutend, wenn er es mit einem widerspenstigen Millionär zu thun hat. Ist aber dieser Mandarin durch Altersschwäche gezwungen, sein Amt niederzulegen, so muß er seinerseits wieder einen Theil des unrechtmäßig erworbenen Reichthums herausgeben, mit dem er das Glück seiner Familie für manche zukünftige Generation zu sichern gehofft hat. Die jungen Falken hacken den alten ohne Gnade die Augen aus. Trotzdem also der Geldbesitz mehr eine Quelle der Angst, als des Glücks ist, scheint die Sucht der Chinesen, soviel zusammenzuscharren als möglich, nicht im mindesten dadurch verringert zu sein. Auch muß das verdammenswerthe Erpressungssystem der Beamten schon sehr weit gehen, ehe es den Unternehmungsgeist vollständig unterdrücken kann, der sonst ohne jeden Zweifel herrschen würde. Jedermann hat aber so viel Furcht in die Klauen des Gesetzes zu fallen, daß Neuerungen gar nicht in Frage kommen.

Auch findet man im Privatleben des reichen chinesischen Kaufmanns nicht jenes heitere Genießen des Reichsthums, wie bei vielen Reichen des Westens. Er giebt kostspielige Feste, aber er versammelt nicht um seine Tafel Männer, welche ihm für sein Diner nur mit ihrem Geist danken können; er sucht sich vielmehr nur solche aus, deren Börsen ebenso lang sind, als die seinige, solche, aus deren Töchter er eine gut ausgestattete Frau für seinen tölpelhaften Sohn wählen kann. Er sammelt große Garderoben von Seide, Atlas, Pelz, aber er kann schwerlich ein Exemplar der ersten Ausgabe von K'ang chsi oder einen einzigen Becher zeigen, dem sechshundert Jahre einen unschätzbaren Stempel aufgedrückt haben. Solche Dinge werden hauptsächlich von Gelehrten gesammelt, welche nicht selten ein oder zweimal hungern, um sich in den Besitz des gewünschten Stückes setzen zu können. Der reiche chinesische Kaufmann verwendet sein Geld hauptsächlich auf Gastmähler, Kleider und theatralische Unterhaltungen und kümmert sich wenig oder gar nicht um andere Dinge. Seine Unterhaltung dreht sich, wie die seiner gewöhnlichen Landsleute, um einen einzigen Punkt. Den Bankier verfolgen Wechsel Tag und Nacht, und er lebt täglich in Furcht vor der nächsten Erpressung vor der er wohl oder übel die Börse öffnen muß. — Wie

anders die Literaten Chinas, welche Tag für Tag aus der Hand in den Mund leben, sich durch Schreiben von Rollen für Thürpfosten eine kümmerliche Existenz verschaffen und sich vielleicht von Zeit zu Zeit zu den öffentlichen Prüfungen melden, nur um zu finden, daß ihre fleißigen Arbeiten wiederum für nicht genügend befunden wurden. Und doch ist dieser unleugbar der Glücklichere von beiden. Zu arm um die Habgier der hohen Obrigkeit auf sich zu lenken, verbringt er sein Leben in verzückter Betrachtung der erhabenen Eigenschaften des Herrn, vergißt die Qualen des Hungers über dem Verständniß einer dunklen Stelle im Buche der Veränderungen und kümmert sich um das Idol seiner ungelehrten Landsleute höchstens insoweit, als er dadurch in den Stand gesetzt wird, ausgedehntere Ankäufe seiner geliebten Bücher zu machen und die „vier Edelsteine“ *) des Gelehrten zu vermehren. Auf der Straße sind diese Literaten an ihrem achtbaren aber ärmlichen Aussehen, gewöhnlich auch an ihrer Brille, immer aber an ihrer gebeugten Haltung zu erkennen, die Folge vieler Jahre unablässiger Arbeit. Das sind die Männer, die uns mit so unauslöschlichem Hasse verfolgen, weil wir

*) Papier, Federn, Tinte und Tintenfaß.

gewagt haben, neben die solange von Confucius allein eingenommene erhabene Stelle einen Nebenbuhler zu setzen. Kämen wir allein des Handels wegen, so würden sie uns dulden, weil sie unsere Motive verstehen und verachten könnten; aber unsere Religion mitzubringen, die Lehre Christi den unsterblichen Sprüchen des Herrn gegenüberzustellen, das ist zuviel für die Traditionen, in denen sie aufgewachsen sind.

# Ein Diner.

Trotzdem China jetzt seit einer beträchtlichen Reihe von Jahren dem Handel und den Reisenden offen steht, so sind doch Sitten, Gebräuche und Lebensweise seiner Bewohner für die Mehrzahl der gebildeten Europäer leider immer noch ein Buch mit sieben Siegeln. Wäre dem nicht so, so könnten solche irrigen Behauptungen, wie die kürzlich von einem jungen Mann im Dienste Sr. Majestät des Kaisers von China gelegentlich der Schilderung eines chinesischen Mittagsmahls veröffentlichten — nie von einem halben Dutzend Londoner Zeitungen als werthvolle Beiträge zu den Sitten der Chinesen nachgedruckt sein. Die von den Chinesen beobachtete Etikette bietet soviel wirklich Wunderbares, Interessantes und Erwähnenswerthes, daß niemand, der Augen zu sehen und Ohren zu hören hat, seine Phantasie zu Hülfe zu nehmen braucht. Ich will damit nicht

gesagt haben, daß dieses in dem vorliegenden Falle geschehen sei; der Irrthum des Verfassers beruht vielmehr nur auf Unwissenheit. Er hat zweifelsohne einem chinesischen Mittagsmahle beigewohnt, wo er „hinter einer Glasthür saß und wo nach der Mahlzeit Cigarren herumgereicht wurden," wie mancher ehrenwerthe Mann vor ihm — bei Herrn Yang, dem berühmten Pfandleiher in Peking. Hätte er aber an mehr als einem theilgenommen und sich die Mühe gegeben, den Gegenstand genauer zu erforschen, so würde er gefunden haben, daß Glasthüren und Cigarren keineswegs natürliche und nothwendige Attribute eines chinesischen Diners sind. Man findet sie in der That nur in den Häusern von Eingeborenen, die mit Fremden in Berührung kommen und sie zu sich einladen. Der Gegenstand ist interessant und verdient eine ausführlichere Behandlung, sowohl seiner selbst wegen, als Studium der einheimischen Gewohnheiten, als auch um die Menge absurder Anschauungen zu zerstreuen, welche über diese täglichen Ereignisse des chinesischen Lebens im Umlauf sind. So herrscht u. a. fast allgemein der Glaube, daß die Chinesen täglich Ratten, junge Hunde und Vogelnesterſuppe essen, während in Wirklichkeit die ersteren nur von sehr armen Leuten genossen werden, und die letzteren verhältnißmäßig kost-

spielige Gerichte sind. Hundeschinken sind im südlichen China ziemlich beliebte Leckerbissen; aber die Nester, aus denen die berühmte Suppe bereitet wird, sind für den gewöhnlichen Bedarf viel zu theuer.

Ein Diner in China ist in Anbetracht des Vorrangs der Gäste, der Zahl der Gänge, ihrer Folge und ihres Arrangements eine höchst methodische Sache. Ich will versuchen eine detaillirte und genaue Schilderung eines Festmahls zu geben, zu welchem ein Eingeborener in guten Verhältnissen ein halbes Dutzend seiner Freunde einladet. Zuerst werden keine Damen zugegen sein, sondern die Herren allein an dem viereckigen, vierfüßigen „Acht Feentische" sitzen. Vor Jedem liegen ein Paar Eßstäbchen, eine Weintasse, eine kleine Untertasse für die Sauce, eine zweizinkige Gabel, ein Löffel, ein in zwei Theile geschiedener Desertteller für Melonensamen und Mandeln und ein Haufen kleiner Papierschnitzel, mit denen man diese verschiedenen Gegenstände nöthigenfalls reinigen kann. Auf dem Tische stehen in vier gleich weit von einander entfernten Reihen sechzehn kleine Schüsseln oder Untertassen mit vier Sorten frischer, vier Sorten getrockneter und vier Sorten candirter Früchte; in den vier letzten ist verschiedenes Zubrot, wie Eier, Schinkenschnitte, eine Art Sardinen, eingemachter

Kohl u. dergl. Die letzten vier stehen in der Mitte, die andern zwölf werden abwechselnd um sie herum gestellt. Zuerst wird Wein gereicht, den der Festgeber selbst in kleine Porzellantassen schenkt; die Höflichkeit erfordert, daß man sich dabei verbeugt und eine Hand an die Seite der Tasse legt. Dann giebt der Wirth das Zeichen zum Trinken, die Tassen werden auf einen Zug geleert und zum Beweise, daß keine Neige zurückgelassen ist, oft auch umgekehrt. Viele Chinesen können jedoch überhaupt keinen Wein vertragen, und wenn das Fest in einem Speisehause gegeben wird, so miethet man nicht selten einen der Theaterfänger, damit dieser für den Betreffenden soviel trinkt, als die Sitte verlangt. Die obenerwähnten sechzehn kleinen Schüsseln bleiben während des ganzen Diners auf dem Tische stehen und von ihnen kann beliebig zwischen den einzelnen Gängen gegessen werden. Jetzt kommen wir zu dem Diner selbst, welches aus acht großen nnd acht kleinen Gängen, sechs großen und sechs kleinen, acht großen und vier kleinen oder sechs großen und vier kleinen Gängen besteht, je nach den Mitteln oder dem Geschmack des Wirths. Jede Schüssel, die einen Gang ausmacht, wird in die Mitte des Tisches gesetzt, und die Gäste tauchen mit den Eßstäbchen oder dem Löffel, je nach den Umständen, ein;

ersteres ist das gewöhnliche. Ich füge noch eine Speisekarte eines gewöhnlichen derartigen chinesischen Diners in der Reihenfolge der einzelnen Gänge hinzu.

I. Haifischflossen mit Krabbensauce.
   1. Gebackene Taubeneier mit Pilzen.
   2. Geschnittene Seeschnecken in Hühnersuppe mit Schinken.

II. Wilde Enten und Schantungkohl.
   3. Gebackene Fische.
   4. Fettes Schweinefleisch in Reismehl gebraten.

III. Geschmorte Lilienwurzeln.
   5. Hühnchen in Früchten mit Schinken.
   6. Geschmorte Bambusschößlinge.

IV. Gebratener Schellfisch.
   7. Geschmorter Fasan.
   8. Pilzsuppe.

Abgeräumt. — Zwei Schüsseln gebackener Pudding, ein süßer, ein gesalzener, mit zwei Schüsseln gedämpften Pudding, ebenfalls ein süßer, ein gesalzener. (Diese vier werden zugleich auf den Tisch gesetzt und mit ihnen eine Tasse Mandelschleim)

V. Gesüßte Enten.

VI. Schnitte von Hühnchen in Oel gebraten.

VII. Gekochter Fisch (irgend einer Art) mit Sauce.

VIII. Schnitte von abgekochtem Hammelfleisch in Schweinefett gebraten.

Die letzten vier großen Gänge werden nach einander auf den Tisch gesetzt und nicht fortgenommen. Darauf wird noch als fünfter eine Schale Suppe aufgetragen und in kleinen Näpfen Reis servirt, der mit Suppe übergossen wird und damit ist das Mahl am Ende.

Jedem Gast wird ein Spülnapf gereicht und ein in kochendes Wasser getauchtes, aber gut ausgewrungenes Handtuch, mit welchem er das Gesicht abwischt. Dann werden Pfeifen und Thee vertheilt, obgleich der Tabak damit nicht zum ersten Male erscheint. Viele Chinesen haben die Gewohnheit, fast zwischen jedem Gange bei ihrem Gemauschel einige Züge zu thun, während sie auf die Vorstellung einer jener platten Farcen achten, welche bei größern Gelegenheiten zu ihrer Unterhaltung immer aufgeführt werden. Ist das Diner vorüber, so wird denjenigen, welche diesem Luxus zugethan sind, Opium gereicht und nach einigen Minuten, in denen vielleicht die Vorbereitungen zu einem spätern Mahl getroffen werden, gehört die Gesellschaft, welche vielleicht drei bis vier Stunden gedauert hat, nicht mehr der Gegenwart, sondern der Vergangenheit an.

# Verhältniß der Töchter zu ihren Eltern.

In Europa scheint der Glaube zu herrschen, daß in den Annalen einer chinesischen Familie die Geburt einer Tochter ein trauriges Ereigniß sei, daß ein großer Theil der geborenen Mädchen dem weitverbreiteten System des Kindermordes zum Opfer falle und nur soviel geschont würden, um der schnellen Entvölkerung des Reichs vorzubeugen. Ich mußte sogar einst den Irrthum eines Geistlichen berichtigen, der länger als zwölf Jahre in China Missionär gewesen war und die Behauptung aufstellte: „Bei der Geburt eines Sohnes sind die Chinesen immer unerschöpflich in ihren Gratulationen; wird ihnen aber eine Tochter geboren, so ist das herzlichste Wort, zu dem sie sich hinreißen lassen, ‚Mädchen sind auch nöthig'". Eine solche Behauptung kann sehr irre führen und darf in unserer Zeit der Aufklärung chinesischer Sitten nicht unverbessert gelassen werden.

„Ich höre, du hast tausend Unzen Gold bekommen," ist vielleicht die gewöhnlichste jener verblümten Metaphern, welche die Chinesen bei einer solchen glücklichen Gelegenheit austauschen; oder „Du hast eine glänzende Perle in deiner Hand" u. s. w. In Wirklichkeit lieben aber chinesische Eltern alle ihre Kinder ebenso sehr, wie die Menschen in anderen und civilisirten Ländern, in denen man Knaben ebenso sehnsüchtig herbei wünscht, um die Familie vor dem Aussterben zu bewahren. Allerdings ist der größere Werth des Knaben vor dem Mädchen bei den Chinesen vielleicht stärker ausgeprägt; dies beruht aber auf der Eigenthümlichkeit verschiedener nationaler Sitten und nicht auf irgend einem Mangel an elterlicher Liebe, denn den Töchtern des Armen wie des Reichen wird hinreichende Liebe und Sorgfalt zu Theil. Sie lernen zwar gewöhnlich nicht lesen wie die Knaben, weil sie nicht in's öffentliche Leben übertreten können; und Erziehung lediglich um der Erziehung willen, würden alle, mit Ausnahme sehr reicher Eltern, für Zeit und Geldverschwendung halten. Ueberdies muß eine Tochter bei ihrer Verheirathung mit einer passenden Aussteuer versehen werden; sie lebt im Hause ihres Gatten, nimmt dessen Familiennamen statt ihres eigenen an und geht ihrem Schwiegervater und ihrer Schwieger-

mutter gegenüber, die sie vielleicht nur ein oder zwei Mal in ihrem Leben gesehen hat, neue Verpflichtungen ein, bindender als diejenigen, welche sie an ihre verlassenen Eltern knüpfen. Ein Sohn dagegen bleibt seinen Eltern in den meisten Fällen zur Seite, bis der Tod sie für immer trennt; auf ihn verlassen sie sich für die pflichtgemäße Ausführung der Begräbnißceremonien, welche allein ihrem Geiste die ewige Ruhe verschaffen können. Werden sie alt und krank — ein Sohn kann ihnen den täglichen Reis verdienen und sie vor Armuth, Unrecht und Beleidigung schützen, eine Tochter würde das Unglück nur noch vergrößern. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß die Geburt eines Sohnes mit größeren Freudenbezeugungen begrüßt wird, als bei den westlichen Nationen; gleichzeitig muß ich aber auch aufrecht erhalten, daß der natürlichen Liebe der chinesischen Eltern zu ihren Töchtern dadurch kaum nennenswerth Abbruch gethan wird. Zwar schicken theilnehmende Freunde und Verwandte bei der Geburt einer Tochter keine rothen Eier, wie bei der Ankunft des ersten Knaben, der Hoffnung und des Stolzes der Familie; alle anderen bei dieser Gelegenheit ausgeführten Ceremonien sind aber genau dieselben. Am dritten Tage wird dem Kinde der Vorname gegeben; einem Mädchen

werden die Ohren für die Ohrringe durchbohrt. Man reibt das Ohrläppchen zwischen Zeigefinger und Daumen mit gekochtem Reis so lange, bis es vollständig gefühllos ist; durchsticht es dann mit einer in Oel getauchten Nadel, ohne daß dabei Blut fließt und läßt einen Faden in der Oeffnung. Auch den Knaben wird häufig ein Ohr durchbohrt, um ihnen, wie man sagt, das Aussehen von kleinen Mädchen zu geben, und die Mädchen tragen wieder bis zum dreizehnten oder vierzehnten Jahre ihr Haar oft in einen Zopf geflochten, damit sie Knaben gleichen. Das Ende des Zopfes ist aber stets mit rother Seide umwunden, der unterscheidenden Farbe der Jünglinge und Jungfrauen in China. Hierbei will ich erwähnen, daß die Farbe der Seide, welche den Zopf eines Chinesen abschließt, je nach den Umständen verschieden ist. Schwarz ist die gewöhnliche Farbe, die man oft kaum von den langen Gewändern unterscheiden kann, auf welche er so stolz ist; weiß entspricht tiefer Trauer bei uns und ist ein Zeichen, daß Vater oder Mutter des Trägers der Erde Lebewohl gesagt haben;*) grün, gelb und blau werden um entferntere Verwandte

*) Das Verbum „sterben" gebraucht man in China selten von Verwandten. Vergl. Seite 83.

getragen oder um Eltern, nachdem das erste Trauerjahr verstrichen ist.

Ich will zum Schluß einer merkwürdigen Sitte gedenken, die, soweit meine Erfahrungen reichen, allgemein verbreitet zu sein scheint. Der erste Besucher, sei es ein Fremder, Bote, Kuli oder Freund, welcher in ein Haus kommt, in dem ein neugeborenes Kind liegt, ohne zu wissen, daß ein so freudiges Ereigniß eingetreten ist, darf unter keinen Umständen fortgehen, ehe er nicht eine tüchtige Mahlzeit eingenommen hat. Hierdurch wird dem Kinde eine friedliche und ungestörte Nachtruhe gesichert, und da ein Chinese in jedem Augenblicke bereit ist, auf anderer Leute Kosten zu essen, so ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß eine solche Einladung wegen eines bereits eingenommenen Mittagessens abgelehnt wird.

# Reisen.

Reisebeschreibungen werden von allen Chinesen, welche sich die nöthigen Kenntnisse erworben haben, mit Vorliebe gelesen, und oft sind in entlegene Theile des Reichs weite Reisen unternommen, weniger aus Wissensdurst oder Liebe zum fahrenden Leben, als in der Hoffnung, zu den zahlreichen Heroen der unsterblichen Literatur des Reichs der Mitte gerechnet zu werden. Solche Reisende kennen den Geschmack ihres Publikums genau und wissen, daß sie zu dem Ruhm, nach dem sie dürsten, nur gelangen können, wenn sie ihre Erlebnisse hinreichend mit wunderbaren Geschichten spicken. Einem europäischen Leser, der sich mit solchen Werken beschäftigt, kann nicht entgehen, daß in jedem die Phantasie mehr oder weniger ihr Spiel treibt und daß bei fehlenden Thatsachen den Bedürfnissen des Buches durch passende Erfindungen Rechnung getragen wird. Hierdurch werden natürlich

die Erzählungen solcher Reisenden fast werthlos und oft geradezu lächerlich, obgleich unter den Chinesen selbst merkwürdigerweise auch gegen den tollsten Unsinn und die greifbarsten Lügen sich nicht der geringste Verdacht erhebt.

Mir fiel vor kurzem eine Reisebeschreibung in sechs Bänden in die Hände, deren Verfasser kein geringerer ist, als der Vater von Tsch'ung-hau. Das Werk ist hübsch ausgestattet, auf gutem Papier schön gedruckt und überdies noch mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt der im Text beschriebenen Gegenden verziert. Der Verfasser Lin-tsch'ing hatte verschiedene hohe Aemter bekleidet und machte, als er vom Präfecten zum Generalgouverneur der beiden Kiang aufstieg, große Reisen, so daß er gewissermaßen berechtigt ist, seine Erfahrungen zu Papier zu bringen. Ich bezweifle indeß, daß seine literarischen Bestrebungen ihm einen Theil des Ruhms einbringen werden, zu welchem das Tientsin Massacre seinem Sohn verholfen hat. Nie sah er den Mond sich im Wasser spiegeln, ohne dem himmlischen Licht eine Ode zu widmen, deren Einleitung immer einige pathetische Zeilen über die Entbehrungen der Reise und das Elend des Exils bilden. Ein besonderes Kapitel ist der Beschreibung

eines wunderbaren Felsens, mit Namen Webstuhlfelsen, gewidmet. Er liegt im District Luhsi der Präfectur Tschang-tschau in Hunan und ist für den Menschen unersteiglich, wie man wenigstens aus seiner Abbildung von dem heimischen Künstler schließen muß. Man bemerkt in den Höhlen der Klippe deutlich verschiedene im Haushalt gebrauchte Gegenstände, Theetöpfe u. dergl. und unter andern auch einen Webstuhl. Auf einem glatten Felsenriff sieht man ein Boot, als ob es aus dem Wasser aufgegeit wäre. Wie dies dorthin gelangt ist, und welches Geheimniß über der Stelle schwebt, scheint niemand zu wissen; unser Autor will sie aber mit eigenen Augen gesehen haben. — Ich theile diese Einzelheiten über den Felsen in der Hoffnung mit, daß ein Europäer auf einem Streifzug in Hunen sich die Mühe geben werde, über diesen wunderbaren Felsen Nachforschungen anzustellen. Der verstorbene Margary muß ihm in seinem Boote unmittelbar vorbeigekommen sein, ohne ihn jedoch bemerkt zu haben — falls er überhaupt existirt.

Ich kann mir nicht versagen, in wörtlicher Uebersetzung eine auf die Engländer bezügliche Stelle hier anzuführen, deren sich wahrscheinlich selbst Tsch'ung-hau nach seinem Besuche der äußern Nationen geschämt haben würde.

„Als die englischen Barbaren das Volk der Mitte zu beunruhigen begannen, verließen sie sich auf die Stärke ihrer Schiffe und die Vorzüglichkeit ihrer Kanonen. Um ihnen Widerstand leisten zu können, wurde deshalb vorgeschlagen, große Schiffe zu bauen und schwere Kanonen zu gießen. Ich wandte jedoch dagegen ein, daß Schiffe nicht in einem Tage gebaut sind, legte die Schwierigkeit eines Seekrieges dar und wies darauf hin, daß die Wirkung der Kanonen von der Stärke des Pulvers abhängt und die Stärke des Pulvers wieder von Schwefel und Salpeter; letzterer bestimmt die Explosionskraft nach vor- und rückwärts, ersterer die seitliche. Die Wirkung des Pulvers ist aber dann am größten, wenn unter zehn Theilen sieben Theile Salpeter sind. Nun haben die englischen Barbaren zwar Palmriedasche fabricirt, welche sie statt des Schwefels gebrauchen können, Salpeter ist jedoch nur ein Product Chinas. Demgemäß habe ich Seiner Majestät gerathen, den Export des Salpeters zu verbieten und durch meine Unterbeamten mehr als 37,000 Pfund mit Beschlag belegen lassen."

# Prädestination.

Theoretisch sind die Chinesen Fatalisten im vollsten Sinne des Wortes. Indeß verhindern die Liebe zum Leben und der Wunsch, sich dieser kostbaren Gabe so lange als möglich zu erfreuen, daß durch eine zu weitgehende Anwendung des Princips der Wohlfahrt der Nation geschadet wird. Doch glaubt jeder Chinese, daß sein Geschick vorher bestimmt und der ganze Verlauf seines Lebens mit unfehlbarer Genauigkeit vorgezeichnet ist. Glücklicherweise werden aber seine Gedanken vorkommenden Falls meist viel zu sehr von der betreffenden Krisis in Anspruch genommen, als daß er Lust hätte, sich in irgend welche gefährliche Spekulationen über Prädestination und freien Willen einzulassen; seine Praxis steht deshalb nicht immer im Einklang mit seiner Theorie.

Auf der ersten Seite eines chinesischen Kalenders für das laufende Jahr findet sich ein merkwürdiger Holzschnitt, auf dem eine Fliege, eine Spinne, ein Vogel, ein Jäger, ein Tiger und ein Brunnen abgebildet sind. Unter dieser seltsamen Zusammenstellung steht folgende Legende: — „Prädestination in allen Dingen!“ —

„Eine Spinne hatte gerade eine fette Fliege gefangen und war schon im Begriff sie zu verzehren, als ein hungriger Vogel sie erspähte und beide verschlang. Ein Jäger aber kam, nach einem Abendessen suchend, zufällig vorbei, sah den Vogel, der mit seinem köstlichen Bissen zu Neste fliegen wollte und schoß ihn. Er bückte sich, um ihn aufzuheben; da sprang ein ebenfalls hungriger Tiger hinterrücks auf den Mann und würde die Tragödie damit zu Ende gebracht haben, wenn er nicht durch die Gewalt des Ansturmes kopfüber in einen dunklen Brunnen gestürzt wäre, an dessen Rande der Vogel lag, und Mann und Vogel, Spinne und Fliege mit sich in die Tiefe gerissen hätte.“ In dieser Fabel sind die populären Ideen der Chinesen über die Prädestination verkörpert, wonach das Unglück von Zeit zu Zeit sündige Menschen heimsucht, um sie für etwaige, jetzt oder früher begangene Sünden zu strafen.

Mit diesem Glauben hängen manche merkwürdige Redensarten und Sitten zusammen, von denen letztere die Gefühle des Volkes nicht selten in stärkern Ausdrücken als die Sprache kundthun. So giebt es in der bevölkertsten Stadt der achtzehn Provinzen ein Gesetz, welches zu unserm Thema einen guten Commentar liefert. Wenn ein mit Oel oder Wein beladener Kuli an einem nassen, stürmischen Tage oder bei schneebedecktem Wege ausgleitet und fällt, so muß er den dadurch entstandenen Schaden ersetzen; fällt er dagegen an einem schönen Tage, wenn die Straßen trocken sind, und es an einer Ursache für solchen Unfall augenscheinlich fehlt, so trägt der Eigenthümer jeden ihm erwachsenen Verlust. Denn an einem nassen, schlüpfrigen Tage würde die menschliche Vorsicht zur Abwendung des Mißgeschicks genügt haben, während es bei gutem, trocknen Wetter offenbar der Wille des Himmels gewesen ist. Ebenso wird der Brand eines Eishauses, welches seiner Natur nach fast die Dazwischenkunft einer göttlichen Macht erfordert, für ein übermächtiges Unglück gehalten, das keine menschliche Vorsorge hätte verhindern können, und derjenige, welcher angesichts eines solchen Ereignisses an dem Vorhandensein der Prädestination zweifeln wollte, würde in den Augen der Chinesen wenig mehr als ein

Narr sein. Und gleichwohl stehen in solchen Fällen die Chinesen nicht unthätig, die Hände in den Aermeln (in Ermangelung von Taschen) da, sondern arbeiten aus Leibeskräften, um dem Unglück Einhalt zu thun, als ob trotz alledem der Wille des Himmels sich durch menschliche Energie abwenden ließe. Nur ein eingefleischter Spieler oder ein Verehrer der Opiumpfeife, der sich der letzten Stütze seines Lebens beraubt sieht und sich nicht mehr im Stande fühlt, den Strom zu hemmen, weicht schwach der Uebermacht seines Geschickes, leiht sich von einem Nachbar einen starken Strick oder wandert nachts an das Ufer eines tiefen Teiches, um nie wiederzukehren.

Im zweiten Kapitel des „Traum der rothen Kammer" findet sich eine reizende Episode. Der Vater von Pao-yü will das wahrscheinliche Geschick seines kleinen Sohnes erfahren, breitet deshalb vor dem einjährigen Kinde allerlei Sachen aus und erklärt, daß diejenigen, welche es zuerst ergreifen würde, ihm ein Zeichen für seine zukünftige Laufbahn sein sollten. Man kann sich denken, wie sehnlich er wünschte, sein Sohn möge den männlichen Bogen ergreifen, um eines Tages mit dem unsterblichen Bogenschützen Pu wetteifern zu können; das Schwert, um als fünfter den vier großen

Feldherren Chinas angereiht zu werden; die Feder, um unter günstigen Anspicien des Gottes der Literatur dem Sohn des Himmels durch seine Rathschläge beizustehen oder einen Commentar zum Buch der Riten zu schreiben. O über die Hoffnungen der Menschen! Das unartige Kind vergißt der Wünsche seines Vaters, vergißt seiner Kindespflicht, läßt alle diese glänzenden Werkzeuge des Reichthums und der Macht unbeachtet und richtet seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf einige Haarnadeln, Perlsamen, rothe Schminke und allerlei Kopfschmuck der Frauen.

# Journalismus.

Wenn ein reicher Philanthrop mich fragen würde, wie er mit seinen Millionen einer größtmöglichen Zahl von Menschen die größtmöglichen Vortheile verschaffen könnte, so würde ich ihm ohne Bedenken anempfehlen, eine chinesische Zeitung herauszugeben und diese nur zu einem nominellen Preise verkaufen zu lassen. Ich bin überzeugt, daß eine solche Zeitung unter geschickter fremder Redaktion und bei vollständigem Ausschluß aller religiösen Verhältnisse, das wirkliche Glück China's und seine schließliche Bekehrung zur Civilisation des Westens in einigen Jahren mehr gefördert hätte, als der hoffnungsreichste Enthusiast vorhersagen möchte. Der in Schangai von Herrn Ernst Major herausgegebene Shun-pao schafft unglaublich viel gutes und sein Einfluß wächst immer mehr; aber die tägliche Auflage dieser weitverbreiteten Zeitung beläuft sich etwa auf viertausend Exem-

plare d. h. eines auf je hunderttausend Eingeborene. Die Publikationen der Missionäre sind vollständig nutzlos, da sie außerhalb des Kreises der Gläubigen nur einen sehr beschränkten Absatz finden; dagegen sagte mir ein Colporteur religiöser Bücher, daß man ihn fortwährend nach dem Shun-pao fragte. Nun verdankt diese Zeitung ihren Erfolg zum Theil der Thatsache, daß sie ein Geldunternehmen und als solches jedem Chinesen verständlich ist. Ihre Spalten sind nicht nur für alle Bekehrungsartikel geschlossen, sondern bringen sogar von Zeit zu Zeit auch Wundergeschichten, welche darauf berechnet sind, den Gaumen der Eingeborenen zu kitzeln und die Zahl der Subscribenten zu vermehren. Um deshalb jeden Verdacht zu vermeiden, müßte man einen geringen Preis fordern, während gleichzeitig solche Hexen- und Gespenstergeschichten, wie gelegentlich in den Spalten des Shun-pao erscheinen, vollständig fehlen könnten.

Meine Aufmerksamkeit wurde auf diesen Punkt gelenkt durch eine anziehende Beschreibung jener Luftballonfahrt von Calais, die beinahe einen so unglücklichen Verlauf genommen hätte. Dieser Artikel im Shun-pao überraschte mich, weil er bei leicht verständlicher Sprache doch tief genug in die Details eines Ballons einging, um zugleich zu unterhalten und zu belehren; mit andern

Worten, weil er die Wissenschaft wirklich popularisirte. Er stach dadurch höchst vortheilhaft von einer etwas schwerfälligen Untersuchung über Luftschifffahrt im Peking-Magazine ab, obwohl letztere von einem trefflichen Holzschnitt eines fliegenden Luftballons begleitet war. Einem lesenden Volke, wie dem chinesischen läßt sich aus dem Gebiet der Thatsachen so viel Wunderbares erzählen, daß man durchaus nicht nöthig hat, zu den rohen und nur zu häufig indecenten Absurditäten der Phantasie zu greifen. Vieles an sich nicht Wunderbare könnte doch in einer Sprache wiedergegeben werden, welche die Aufmerksamkeit des chinesischen Lesers auf sich ziehen müßte. Auch die, nach unsern Begriffen, allereinfachsten Kenntnisse sind selbst dem größten Kenner der einheimischen Literatur fast immer neu, und die Unwissenheit der gebildeten Klassen ist manchmal geradezu unglaublich. Dagegen sind alle, welche ihren Shun-pao regelmäßig, wenn auch nur ein paar Monate lang gelesen haben, verhältnißmäßig aufgeklärt. Ich hörte von einem Tao t'ai, dem der Ausdruck „Internationales Recht" in dieser Zeitung unverständlich geblieben war, und der schließlich zur Befriedigung seiner Neugier sich Dr. Martin's Uebersetzung von „Wheaton" kaufte. Er beklagte sich nachher bitterlich, daß ihm so vieles noch vollkommen un-

verständlich geblieben wäre, und nach meiner eigenen mäßigen Kenntniß der Uebersetzung zu urtheilen, halte ich Sr. Excellenz Klage auch nicht ganz für unbegründet.

Von dem häuslichen Leben der Ausländer, von fremden Sitten, Gebräuchen, fremder Etikette wissen die Chinesen mit Ausnahme einiger Diener absolut nichts. Ich kannte einen gesunden Engländer, von dem die Eingeborenen, mit denen er in Berührung kam, erzählten, er verzehrte täglich zu Mittag eine ganze Hammelkeule. Ein hoher Beamter beklagte sich eines Tages über einige betrunkene Matrosen, welche am Meeresufer in Streit gerathen waren und setzte hinzu: „er wisse sehr wohl, daß die Fremden sich Sonntags immer berauschten, und wenn das Vergehen an diesem Tage geschehen wäre, so würde er auch ein Auge zugedrückt haben; so aber" u. s. w. Sie haben eine dunkle Ahnung davon, daß die Kindesliebe im Westen nicht für eine Tugend gilt und halten unsere Art der Eheschließung im äußersten verwerflich; sie glauben, daß die Ausländer Peitschen und Stöcke nur zum Angreifen trügen. Ich kannte einen Mann, der jahrelang eine Uhr getragen, sie aber niemals eher aufgezogen hatte, als bis sie abgelaufen war. Später fand ich denn, daß dies bei den Chinesen allgemeiner Brauch ist, denn man glaubt, daß eine Uhr nicht aufgezogen

werden könne, solange sie geht, und manche Chinesen halten aus diesem Grunde immer zwei im Gang; es ist auch beachtenswerth, daß die Uhren in China fast stets paarweise verkauft werden. Den Ausdruck „fremder Teufel" hört man jetzt seltener als früher und manchmal nur aus Mangel einer bessern Bezeichnung. Mr. Alabaster wurde auf einer seiner Reisen in das Innere von den Bauern höflich mit Se. Excellenz der Teufel angeredet. Die chinesischen Colonisten in Tamosa nennen sich selbst „fremde Menschen", uns aber „fremde Dinge"; „denn wenn wir euch fremde Menschen nennen wollten," sagen sie, „wie sollten wir denn uns selber nennen?" Der Shun-pao verdient besonderes Zutrauen, weil er beständig von westlichen statt von äußeren Nationen redet; aber man glaubt noch ganz allgemein, daß wir alle von einigen kleinen Inseln kämen, welche um die Küsten eines großen Mittelpunktes, des Reiches der Mitte, zerstreut liegen.

Und so könnte ich die Beispiele für die Unwissenheit der Chinesen in den einfachsten Dingen noch sehr vermehren, welche eine geschickt geleitete Zeitung leicht zerstreuen könnte. Wir unterscheiden uns von den Chinesen in Lebensweise, Kleidung und äußerem Aussehen so sehr, daß nur viele Jahre commerciellen Verkehrs auf dem

gegenwärtigen vertrauten Fuße sie dazu bringen können, uns für etwas anderes als „Barbaren“ zu halten. Blonde Haare und blaue Augen mögen für Baron Hübner immerhin der Typus eines englischen Gentleman ausmachen; aber wenn hierzu ein komisch geformter Hut, ein kurzer Rock, enge, kurze Pumphosen kommen, so wird sich einem Chinesen unwiderstehlich das Bild eines „fremden Teufels“ aufdrängen.

# Begräbnisse.

Von allen ihren so hochgehaltenen Ceremonien beobachten die Chinesen keine mit größerer Genauigkeit als die, welche mit dem Tode und der Trauer zusammenhängen. Kürzlich hat der Gouverneur von Kiangsu wegen des Todes seiner Mutter den Abschied genommen und wird drei Jahre lang kein Amt bekleiden können. Er rasirt sein Haupt nicht hundert Tage lang; neunundvierzig Nächte schläft er in einem hänfenen Gewande, das Haupt auf einen Stein gestützt, ausgestreckt auf der harten Erde neben dem Sarge, welcher die Reste derjenigen umschließt, die ihm das Leben gegeben hat. Kniend wird er demüthig vor Freunden und Verwandten beim ersten Zusammentreffen nach dem Trauerfall den Kotau machen, — ein schweigendes Zugeständniß, daß nur sein eigner Mangel an kindlicher Liebe es war, der seine heißgeliebte Mutter frühzeitig ins Grab gebracht

hat. Den Kulis, welche den Sarg nach seiner Ruhestätte auf den Gipfel eines baumbewachsenen Hügels oder unter den Schatten einer Gruppe dunkelblättriger Cypressen tragen, wird er dieselben Ehrenbezeugungen erweisen. Ihr Hab und Gut, ihr Leben steht Tag und Nacht in seiner Hand; aber er hat jetzt um eine Huld zu flehen, welche er durch keine Gewalt erzwingen könnte: er bittet sie, den Körper seiner Mutter sanft und ohne die geringste Erschütterung zu tragen. Er läßt sie zur Seite seines Vaters beisetzen in einem Sarg, der vielleicht 2000 Mark kostet; er wird zu bestimmten Zeiten zu ihnen gehen, und ihre abgeschiedenen Geister mit Sühnopfern von Früchten, Gemüsen und Schweinefleisch versöhnen.

Sofort nach dem Tode eines der beiden Eltern theilen die Kinder und andere nahe Verwandten die Nachricht den in der Ferne lebenden Freunden durch eine sogenannte „Todesanzeige" mit, in welcher nur angeführt wird, daß der Vater, resp. die Mutter gestorben ist und daß sie, die Ueberlebenden, allein die Schuld an dem Tode tragen. Mit dieser zugleich wird ein „Trauerbericht" abgesandt, d. h. eine detaillirte Schilderung der letzten Krankheit des Verstorbenen, wie sie entstand, welche Medicin verschrieben und genommen wurde und dergleichen interessante Einzelheiten mehr. Die Freunde senden darauf als

Antwort ein Geldgeschenk, um die Begräbnißkosten tragen zu helfen, auch Speisen oder Sandelholz, manchmal selbst einige Priester, welche die vorgeschriebenen Liturgien über dem Todten lesen. Andere schicken wieder eine Rolle Papier, auf der einige passende Worte verzeichnet sind, wie — „Ein Held ist gegangen!" Diese Geschenke erwidern die Mitglieder der beraubten Familie durch einen gedruckten Dankesbrief von dem in dem Hause eines jeden Beitragenden ein Exemplar gelassen wird, und der etwa so lautet — „Dieses soll ausdrücken den Dank von . . . . dem verwaisten Sohne, welcher blutige Thränen weint und sein Haupt beugt; von . . . . dem trauernden Bruder, welcher weint und sein Haupt beugt; von . . . . dem trauernden Neffen, welcher seine Thränen trocknet und sein Haupt beugt."

Es ist allbekannt, daß in China alle betagten und selbst die im mittleren Alter stehenden Personen ihre Särge zum Gebrauch fertig haben. Ein pflichtgetreuer Sohn wird dafür Sorge tragen, daß seine Eltern, manchmal schon viele Jahre vor ihrem Tode, damit versehen sind, und die alten Leute laden ihre Verwandten oder Freunde ein, um das Material und die Arbeit untersuchen und bewundern zu lassen, gleich als ob sie ein schönes Gemälde oder eine werthvolle Statue zur Schau stellten, auf die

sie Ursache hätten stolz zu sein. Auf den Sarg ist eine Inschrift mit Namen und Titel des Besitzers geschnitzt; bei einer Frau auch der Name ihres Gatten. Am Fuße des Sarges werden zwei Steintafeln mit einander zugekehrten Vorderflächen eingegraben; auf der einen steht Name und Titel des Verstorbenen, auf der anderen ein kurzer Abriß seines Lebens, seines Geburtsjahrs, bei einem Gelehrten seine Werke, und wie viel Kinder ihm geboren wurden. Die Trauerzeit richtet sich nach dem Grade der Verwandtschaft zu dem Verstorbenen. Ein Sohn trägt sein weißes Kleid drei Jahre lang, — eigentlich 28 Monate — und ein Weib betrauert ihren Mann ebenso lange. Der Tod einer Frau wird dagegen nur ein Jahr betrauert, denn das heilige Gebot lautet, „wenn Dein Weib stirbt, so kannst Du ein anderes heirathen." Die während dieser Zeit eingegangenen Ehen sind nicht nur rechtsungültig, sondern die sich versündigenden Theile werden auch je nach der Schwere des Vergehens mit einer größeren oder geringeren Zahl von Schlägen bestraft. Die locale und nationale Sitte legte noch unzählige andere kleine Beschränkungen auf, welche mit ziemlicher Treue beobachtet werden, obgleich es auch nicht an Beispielen fehlt, daß man sie als lästig und überflüssig zurückweist.

Die Verbrennung, einst die herrschende Begräbnißform in China ist jetzt nur noch bei dem Priester Buddhas in Gebrauch, jenem Auswurf der Gesellschaft, dessen scheidende Seele kein treues Herz zurückläßt, und der weder Freunde noch Verwandte hat, die ihm jene frommen Thränen nachweinen, nach denen das brechende Auge sich sehnt. Er sitzt in einem eisernen Stuhl neben der in den meisten großen Tempeln zu diesem Zwecke besonders errichteten kleinen Pagode und wird in Feuer und Rauch aus dem Thal der Thränen in das glückselige Nichts des ewigen Nirwâna aufgenommen.

# Gerichtliche Leichenschau.

## I.

Die gerichtlichen Leichen-Untersuchungen Chinas liefern einen neuen Beleg für die Unwissenheit, welche das ungeheure Gebiet seines Reiches umnachtet. Denn obwohl die Chinesen mit Recht solchen Untersuchungen bedeutende Wichtigkeit beimessen und das Amt des Leichenschauers einem hervorragenden Beamten, dem Districtsmagistrat, übertragen, so haben doch der zurückgebliebene Stand der Wissenschaft einerseits, und die Nothwendigkeit, in der sich die herrschenden Klassen befanden, diesem Mangel abzuhelfen, anderseits — zu den beklagenswerthesten und zugleich lächerlichsten Folgen geführt.

Unter der Autorität der Regierung sind zwei ziemlich umfangreiche Bände „Instructionen für Leichenbeschauer" veröffentlicht, gut gedruckt auf weißem Papier und geschmackvoll gebunden, ein Buch, das man bei jedem

Beamten im Reiche finden kann. Es wird selbst von den Gehülfen eifrig studirt, welche bei solchen Gelegenheiten nur eine ganz untergeordnete Rolle spielen, und der Leichenschauer trägt gewöhnlich sein Privatexemplar in seinem Tragstuhle bis zu dem Schauplatz der Untersuchung.

Diesem Werke ist die folgende Skizze entnommen. Denn obwohl ich bei mehr als einer dieser kläglichen Untersuchungen, die so mit dem Namen einer Leichenschau beehrt werden, zugegen gewesen bin und mit eigenen Augen die dabei ausgeführten Absurditäten gesehen habe, so ist es, wie ich denke, doch das beste, wenn ich mich an den Text eines officiell anerkannten Buches halte, dessen Uebersetzung mir manche Mußestunden verkürzt hat.

Das erste Kapitel beginnt folgendermaßen:

„Nichts ist heiliger, als das menschliche Leben: keine Strafe ist größer als der Tod. Ein Mörder giebt Leben für Leben: das Gesetz kennt kein Erbarmen. Um aber den Gewissensbissen vorzubeugen, welche ein ungerechtes Verhängen solcher Strafe nach sich ziehen könnte, sollen die Rechtsgültigkeit eines jeden Geständnisses und die gefällte Sentenz von einer genauen Untersuchung der Wunden abhängig gemacht werden. Sind diese nicht gefälscht and stimmt das Geständniß des Angeklagten mit dem

Ergebniß der Untersuchung überein, dann mag Leben für Leben gegeben werden; denn diejenigen, welche die Gesetze kennen, müssen sie fürchten, damit die Verbrechen unter dem Volke sich mindern und die Heiligkeit des menschlichen Lebens gebührend geachtet wird. Wird eine Untersuchung nicht richtig geführt, so läßt sich das an dem gemordeten Manne begangene Unrecht nicht wieder gut machen; neues Unrecht wird von den Lebenden begangen, neue Leben geopfert, und beide Theile werden zur Rache aufgestachelt , deren Ende niemand absehen könnte."

Hierzu brauche ich nur zu bemerken, daß die „Rechtsgültigkeit" eines Geständnisses in China eine wichtige Sache ist, da zu einem so niedrigen Preise wie 400—1000 Mark Ersatzmänner für das Leben zu haben sind.

Die Pflichten eines chinesischen Leichenschauers beschränken sich aber nicht nur auf die Untersuchungen post mortem; er muß auch einen gefährlich Verwundeten besuchen und untersuchen und den Tag festsetzen, bis zu welchem der Angeklagte für das Leben seines Opfers verantwortlich ist.

„Ein Mord wird selten mit Ueberlegung begangen, sondern läßt sich in den meisten Fällen auf einen Streit zurückführen. Das Gesetz, welches über die Verwundungen

in einem Streit handelt, legt großes Gewicht auf die „Todesgrenze“ worunter verstanden ist, daß der Verwundete dem Angeklagten übergeben wird, der ihn zu pflegen und für ärztliche Hülfe zu sorgen hat, und daß die Strafe nach Ablauf einer bestimmten Frist je nach den Umständen verhängt wird. Nun wünschen die Verwandten eines verwundeten Mannes, wenn sie nicht sehr nahe verwandt sind, seinen Tod, um von dem Mörder Geld erpressen zu können; der Angeklagte dagegen wünscht, daß er am Leben bleibt, um selbst dem Tode zu entgehen und läßt deshalb kein Mittel unversucht, um seinem Opfer die Gesundheit wiederzuverschaffen. Diese Einsetzung der „Todesgrenze“ ist ein barmherziges Bestreben Beiden das Leben zu erhalten.“

Ein ganzes Kapitel ist der Eintheilung in vitale und nichtvitale Theile gewidmet. Von erstern giebt es zweiundzwanzig, sechzehn vorn und vier hinten; von letztern sechsundfünfzig, sechsunddreißig vorn und zwanzig hinten. Jeder Leichenschauer versieht sich mit einer Figur, in welche diese Theile eingezeichnet sind und trägt in diese die verschiedenen Wunden ein, welche er bei der Untersuchung des Körpers vorfindet.

„Sitze nicht,“ besagt die Instruction, „von dem Geruch des Leichnams zurückgeschreckt, in der Ferne und

lasse Deinen Blick nicht durch die Dampfwolken der Pfeife ablenken. Auch darfst Du Dir nicht von den Gehülfen die Wunden nennen lassen, um sie in das Schema einzutragen, da Du so vielleicht die wichtigen übersiehst und die unwichtigen hervorhebst."

Die Instructionen für die Untersuchung des Körpers vom Kopf abwärts sind sehr ausführlich, und unter ihnen ist eine, kraft deren ein chinesischer Richter den Tichborne Prozeß ohne jedes Zögern und Schwanken entschieden haben würde.

„Untersuche die Wangen und siehe ob sie tättuirt sind oder nicht, oder ob die Linien bereits verwachsen sind. In letzterem Falle schneide Bambusschnitzel und berühre die Theile damit, dann wird die Tättuirung wieder erscheinen."

Für Fälle, in denen Wunden nicht genau sichtbar sind, werden folgende Anweisungen gegeben: —

„Mache einen Umschlag von Korn und sprenge etwas Essig auf den Körper in der freien Luft. Nimm ein Stück frisch geölte Seide oder einen durchscheinenden Oeltuchschirm und halte ihn zwischen die Sonne und die Theile, welche Du untersuchen willst; dann werden die Wunden erscheinen. Ist der Tag dunkel oder regnerisch, so nimm Holzkohle (statt der Sonne). Hat sich kein

Resultat ergeben, so streue über die Theile gequetschte Pflaumen und wieder Korn und Essig und untersuche genau. Ist das Resultat noch immer unvollkommen, so nimm nur das Fleisch der Pflaumen, füge hinzu Cayennepfeffer, Zwiebeln, Salz und Korn und mische alles in einen Kuchen, erhitze diesen stark und lege ihn dann mit einem Bogen Papier auf die Theile, dann werden die Wunden wiedererscheinen."

Heißer Essig und Korn werden stets vor der Untersuchung des Körpers angewandt um ihn aufzuweichen und die Wunden deutlich erscheinen zu lassen.

„Aber im Winter, wenn der Körper hart gefroren ist und weder heißer Essig und Korn, noch dick herumgelegte Kleider die Steifheit mildern können, grabe ein Loch in die Erde so lang und breit wie der Körper und drei Fuß tief. Lege eine Menge Brennmaterial hinein und zünde ein tüchtiges Feuer an. Gieße Essig hinein, und wenn er in dichten Dampfwolken aufwirbelt so lege den Körper mit allen seinen Kleidern in das Loch, decke ihn ganz mit Kleidern zu und übergieße ihn vollständig mit heißem Essig. In zwei bis drei Fuß Entfernung zünde zu jeder Seite des Loches Feuer an, und wenn Du glaubst, daß die Hitze vollständig durchgedrungen

ist, so entferne das Feuer und nimm den Körper zur Untersuchung heraus."

Es ist für den Leichenschauer stets außerordentlich wichtig, sich so schnell als möglich in den Besitz des Mordinstrumentes zu setzen. Ist zwischen Mord und Untersuchung eine lange Zeit verstrichen und sind auf dem Messer oder dem Schwerte, das gebraucht sein mag, keine Blutspuren mehr zu sehen, „so erhitze es in Kohlenfeuer zur Rothgluth und übergieße es mit einer Menge des besten Essigs, dann werden die Blutstropfen sofort erscheinen."

Die auf diesen Satz folgende Anmerkung ist noch wunderbarer.

„Es wurde eine Leichenschau über dem Körper eines auf der Landstraße ermordeten Mannes abgehalten und zuerst angenommen, daß der Mord von Räubern begangen wäre. Da sich bei der Untersuchung des Körpers aber ergab, daß er vollständig bekleidet war und mehr als zehn Wundmale von einer Sichel trug, so wies der Leichenschauer darauf hin, daß Räuber ihre Opfer nur des Gewinnes wegen tödten, was hier offenbar nicht der Fall gewesen wäre und erklärte, daß dem Morde Rache zu Grunde läge. Er ließ deshalb die Frau des ermordeten Mannes holen und fragte sie, ob ihr Gatte kürzlich mit

jemand in Streit gerathen wäre. Sie verneinte das, erwähnte aber, daß zwischen ihm und einem Manne, dem er kein Geld hätte borgen wollen, ein Wortwechsel stattgefunden hätte. Der Leichenschauer schickte sofort seine Läufer nach dem Orte, wo dieser Mann wohnte, befahl den Bewohnern jenes Dorfes, unverzüglich alle ihre Sicheln herauszubringen und ließ sie zu gleicher Zeit wissen, daß die Verbergung einer Sichel mit dem Eingeständniß der Schuld gleichbedeutend sein würde. Die Sicheln wurden demgemäß, etwa achtzig an Zahl, hervorgeholt und auf dem Boden ausgebreitet.

Es war Sommer, und eine große Menge Fliegen wurden alle von einer einzigen Sichel angezogen. Der Leichenschauer fragte, wem die Sichel gehörte und siehe da — sie gehörte demjenigen, mit welchem der Ermordete wegen eines Darlehns gestritten hatte. Als er verhaftet wurde, leugnete er seine Schuld, aber der Leichenschauer deutete auf die Fliegen, die von dem Geruch des Blutes angezogen, auf seiner Sichel saßen, und der Mörder beugte sein Haupt in schweigender Anerkennung seines Verbrechens."

Nicht selten werden in China auch noch viele Jahre nach dem Tode des Opfers Untersuchungen abgehalten. Man gebe einem chinesischen Leichenschauer nur das

trockene, unvollständige Skelett eines Ermordeten, und es wird ihm in den meisten Fällen gelingen, jemand als den Schuldigen zu bestimmen. Dieses durch ein umfassendes und offenes Geständniß des Angeklagten zu vervollständigen, ist Nebensache in einem Lande, wo die Folter in jedem Augenblick mit schrecklicher Wirksamkeit in Sachen des Rechts und der Wahrheit verhängt werden kann. Ihre Anwendung ist jedoch außerordentlich selten.

„Der Mensch hat dreihundertfünfundsechzig Knochen, entsprechend der Zahl der Tage, in denen sich der Himmel um die Erde dreht. — Der Schädel des Mannes vom Nacken bis zum Wirbel besteht aus acht Theilen, der einer Tʃ'ai-tschau aus neun; der Schädel der Frauen aus sechs Theilen. Die Männer haben an jeder Seite zwölf Rippen, die Frauen vierzehn."

Obiges mag zur Charakteristik der anatomischen Kenntnisse der Chinesen genügen. Ich gehe nun zu der Anweisung über, wie Knochen untersucht werden können, gleichviel ob Monate oder Jahre nach dem Tode verstrichen sind.

„Zur Untersuchung von Knochen sollte der Tag klar und hell sein. Nimm zuerst reines Wasser, wasche sie, binde sie mit Fasern in ihre richtige Lage zusammen, sodaß ein vollständiges Skelett gebildet wird und lege

dies auf eine Matte. Dann grabe ein Loch in den Boden, fünf Fuß lang, drei breit und zwei tief. Wirf in dieses hinreichend Brennholz und Kohle und unterhalte das Feuer bis der Grund genügend erhitzt ist. Dann räume das Brennmaterial fort und gieße 750 Gramm guten Spiritus und zehn Kilo starken Essig hinein, lege die Knochen schnell in die dampfende Grube und bedecke sie gut mit Binsen und dergl. Wenn nach zwei bis drei Stunden der Boden erkaltet ist, so kannst Du die Bedeckung fortnehmen und die Knochen an einem geeigneten Orte mit einem Oeltuchschirm untersuchen.

Ist der Tag dunkel oder regnerisch, so muß die „Kochmethode" eingeschlagen werden. Nimm ein großes Gefäß, erhitze darin eine Quantität Essig, thue Salz und weiße Pflaumen hinzu, koche sie mit den Knochen und beaufsichtige den Prozeß selbst. Wenn es gut kocht, nimm die Knochen heraus, wasche sie mit Wasser und halte sie gegen das Licht; dann werden die Wunden vollständig sichtbar sein, da das Blut in die verwundeten Theile gesickert ist und sie roth, dunkelblau oder schwarz markirt.

Die obige Methode ist aber nicht die einzige. Nimm einen neuen gelben Oeltuchschirm aus Hangtschau, halte ihn über die Knochen, so wird auch die kleinste in

ihnen versteckte Wunde deutlich sichtbar sein. In Fällen, wo die Knochen alt, die Wunden durch langes Liegen in Wind und Wetter oder durch häufiges Kochen verwaschen sind, bleibt nur übrig, sie in der Sonne mit einem gelben Schirm zu untersuchen, der die Wunden so weit als möglich zeigen wird.

Man darf mit den Knochen kein Zink kochen, sonst sind sie zur Untersuchung untauglich.

Knochen, welche mehrere Male untersucht worden sind, werden ganz weiß und genau wie unverletzte. In diesem Falle nimm diejenigen, welche wahrscheinlich Wunden zeigen werden und fülle sie mit Oel. Warte bis das Oel abfließt, trockne es ab und halte den Knochen gegen das Licht; da wo Wunden sind, wird sich das Oel sammeln und nicht durchgehen; die hellen Stellen sind unverletzt geblieben.

Eine andere Methode besteht darin, gute Tinte dick zu reiben und sie über den Knochen zu gießen. Laß sie trocknen und wasche sie dann ab. Wo Wunden gewesen sind und nur da, wird sie in den Knochen sickern. Oder nimm etwas neue Baumwolle und ziehe sie über die Knochen. Wo eine Wunde ist, wird sie (durch die gezackten Ränder des Knochens) ausgefranst werden."

Ein ganzes Kapitel ist den nachgemachten Wunden

gewidmet, den Mitteln, sie von wirklichen Wunden zu unterscheiden und die Art und Weise, wie sie hervorgebracht worden. Abschnitt zwei des dreizehnten Kapitels handelt über einen wichtigen Gegenstand, nämlich über die Bestimmung, ob die Wunden vor oder nach dem Tode beigebracht wurden.

„Finden sich auf dem Körper einige dunkel gefärbte Zeichen, so laß Wasser auf sie tröpfeln; bleibt das Wasser stehen ohne herabzurinnen, so sind es Wunden, fließt es aber ab, so sind es keine Wunden. Bei der Untersuchung der Wunden mußt Du mit dem Finger jeden braunen oder rothen Fleck niederdrücken; ist er hart und nach dem Aufheben des Fingers noch ebenso gefärbt wie zuvor, so ist er eine Wunde.

Die den Knochen zugefügten Wunden hinterlassen ein rothes Mal und einen leichten Schein von Sättigung mit Blut; da wo der Knochen gebrochen ist, wird sich an beiden Enden eine ringförmige Blutspur zeigen. Nimm einen Knochen, auf dem sich die Spuren von einer Wunde finden und halte ihn gegen das Licht; wenn diese frisch roth aussehen, so ist die Verwundung vor dem Tode beigebracht und drang in die Knochen ein; findet sich dagegen kein Zeichen von Sättigung mit

Blut, selbst wenn eine Wunde vorhanden sein sollte, so wurde sie nach dem Tode beigebracht."

Die folgenden merkwürdigen Instructionen gelten für eine „Knochenmethode" der Untersuchung, falls die Wunden durch Stöße beigebracht sind.

„Wollte man sich nach dem Aussehen des Knochens unmittelbar unter der Wunde richten, so würde man manche Verbrecher durch die Maschen des Gesetzes schlüpfen lassen. Wo Wunden so beigebracht sind, gleichviel ob bei einem Manne oder einer Frau, werden sie auf der oberen Hälfte des Körpers sichtbar sein und nicht auf der untern. Bei einem Manne werden sie z. B. unten an den Wurzeln oder an den Kronen der Zähne nach innen zu erscheinen; auf der rechten Hand, wenn die Wunde zur linken war und umgekehrt; in der Mitte, wenn die Wunde in der Mitte war. Bei den Frauen erscheinen die Wunden auf den Gaumen rechts oder links wie vorhin."

Der nächste Auszug bedarf keines weitern Commentares; doch will ich hinzufügen, daß es der geheiligteste Glaubenssatz der ganzen medicinischen Rechtswissenschaft Chinas ist.

„Die Knochen der Eltern können durch ihre Kinder auf folgende Weise identificirt werden. Der Untersucher

schneidet sich mit einem Messer und läßt das Blut auf die Knochen tröpfeln; ist die Verwandtschaft wirklich vorhanden und nur dann, wird das Blut in die Knochen sickern. N. B. Sollten die Knochen mit Salzwasser gewaschen sein, so wird das Blut nicht einsickern, selbst wenn die Verwandtschaft besteht; hiergegen muß man vorher auf der Hut sein.

Man behauptet auch, wenn Eltern und Kinder oder Mann und Frau sich selbst schnitten und das Blut in ein Wassergefäß tröpfeln ließen, so würden sich die beiden Blutarten vermischen, während die von zwei nicht so verwandten Menschen sich nicht vermischen würden.

Wollen zwei Brüder, welche seit ihrer Kindheit von einander getrennt sind, ihre Identität als solche nachweisen, ohne dies durch gewöhnliche Mittel zu können, so muß sich jeder schneiden und das Blut in ein Gefäß träufeln lassen. Sind sie wirklich Brüder, so wird das Blut in eins gerinnen, sonst nicht. Weil aber frisches Blut stets mit Hülfe von ein wenig Salz oder Essig zum Gerinnen gebracht werden kann, so beschmieren die Betreffenden oft das Gefäß damit, um zu ihrem Ziel zu gelangen und andere zu täuschen; deshalb wasche immer das Gefäß aus, das Du gebrauchen willst oder

kaufe ein neues aus dem Laden, so wirst Du den Kunstgriff vereiteln.

Die angeführte Methode Blut auf die Knochen fallen zu lassen, kann selbst von einem Enkel zur Erkennung der Reste seines Großvaters angewandt werden; da aber Mann und Weib nicht von demselben Fleisch und Blut sind, so ist es absurd anzunehmen, das Blut des einen werde in die Knochen des andern sickern. Diesen Grund könnte man noch weit mehr für ein Kind geltend machen, welches von einer Pflegemutter gesäugt ist, die Hälfte seines Daseins ihr verdankend. Ist bei der Wassermethode das benutzte Gefäß groß und voll Wasser, so kann sich das Blut nicht mischen, weil es zu sehr verdünnt wird; ist aber zwischen dem Tröpfeln der verschiedenen Blutarten die Zwischenzeit zu lang, so wird die erstere erkalten und sie werden sich nicht mischen."

Nicht zufrieden damit über den Knochen eines vor fünf Jahren ermordeten Mannes eine Leichenschau abzuhalten, macht sich ein chinesischer Leichenschauer auch ebenso oft mit größtem Ernst daran die Wunden eines Leichnams zu untersuchen, der durch Feuer zu Asche verbrannt und in die vier Winde des Himmels zerstreut ist. Ein Augenzeuge würde kaum wagen die unglaub-

lichen Mittel zu erzählen, durch welche ein solches merkwürdiges Resultat erzielt wird; aber es existiren Anweisungen, schwarz auf weiß, von denen folgendes eine genaue Uebersetzung ist.

„Es giebt schreckliche Schurken, welche einen Menschen ermorden, den Körper verbrennen und die Asche fortwerfen, so daß die Knochen nicht untersucht werden können. In solchen Fällen mußt du genau zu constatiren suchen, zu welcher Zeit der Mord begangen und wo der Körper verbrannt wurde. Kennst Du dann den Platz, und sind alle Zeugen über die Stelle einig, so kannst Du ohne Aufschub an die Untersuchung der Wunden gehen; Du verfährst dabei so: Schlage deine Hütte auf an der Stelle, wo der Körper verbrannt wurde und lasse den Angeklagten und die Zeugen selbst die Stelle zeigen. Dann schneide Gras und Unkraut, das an diesem Orte wachsen mag, nieder und verbrenne große Mengen Brennholz; ist der Platz sehr heiß geworden, so streue einige Metzen Hanfsamen darüber und kehre ihn darauf rein. War der Körper wirklich an diesem Platze verbrannt worden, so wird das Oel aus dem Samen in Gestalt eines menschlichen Körpers in den Boden gesickert sein. Da aber, wo der todte Mann Wunden hatte, wird sich in dieser Figur das Oel ge-

sammelt haben, groß oder klein, eckig oder rund, genau wie sie zugefügt wurden. Die Theile, an denen solche Wunden nicht waren, werden dieses Aussehen nicht haben. Zeigen sich aber nur die Umrisse des Körpers, ohne die Einzelheiten der Wunden, so kratze die Oellachen fort, zünde auf der Gestalt des Körpers ein starkes Feuer an, wirf mit Wasser angemengtes Korn hinein und bedecke es sofort mit einer neu gefirnißten Platte. Hebe diese nach einer kleinen Weile ab und untersuche sie. Die Form des Körpers wird sich auf sie übertragen haben, und die Wunden werden mit allen Einzelheiten klar und deutlich sichtbar sein.

Ist der Platz verwildert und nach Ausführung der That so lange Zeit verstrichen, daß selbst der Mörder sich der Stelle nicht mehr erinnert, so suche genau festzustellen, in welcher Richtung zu einem Dorfe oder einem Tempel und etwa in welcher Entfernung von ihnen die Stelle lag. Stimmen alle hierin überein, so begieb dich persönlich dorthin, lasse deine Gehülfen umhergehen und die Stellen bezeichnen, wo das Gras höher und stärker als gewöhnlich steht. Denn da, wo ein Körper verbrannt ist, wird das Gras dunkler gefärbt, üppiger und größer gewachsen sein, als das im Umkreise und wird diese Eigenthümlichkeit längere Zeit nicht verlieren, denn

das Fett des Körpers dringt in die Wurzeln des Grases und verursacht dadurch die erwähnten Eigenthümlichkeiten. Liegt die Stelle auf einem Hügel oder in einer wilden Gegend, wo die Vegetation sehr üppig ist, so mußt Du nach einem Wachsthum über Mannesgröße suchen; hat die Verbrennung des Körpers dagegen auf steinigem Boden stattgefunden, so muß das zerfallene Aussehen der Steine Dein Führer sein; hierdurch wird die Sache auch außerordentlich vereinfacht."

Das sind einige von den Absurditäten, welche unter dem leichtgläubigen Volke Chinas für das Resultat tiefer wissenschaftlicher Forschungen gelten; ob aber die gebildeten Klassen und besonders diejenigen, welche sich bei der Ausführung ihrer Amtspflicht mit der Theorie und Praxis dieser Untersuchungen post mortem zu befassen haben — ebenso betrogen sind, wie die gaffende Menge, die sie umsteht, kann ich füglich dem Leser zur Entscheidung überlassen.

# Gerichtliche Leichenschau.

II.

---

Im vierten Abschnitt des werthvollen Werkes, welches die Grundlage der vorhergehenden Skizze gebildet hat, werden die Methoden aufgezählt, wie man einen Menschen nach dergleichen Unfällen, wie Ertrinken, Hängen, Vergiftung u. s. w. wieder in's Leben zurückrufen kann, auch wenn der Tod schon vor Stunden und selbst vor Tagen eingetreten sein sollte. Ich werde wieder meine eigene wörtliche Uebersetzung anführen.

„Wenn ein Mensch vom Morgen bis zum Abend gehängt hat, selbst wenn er schon kalt geworden sein sollte, so kannst du ihn doch wieder in's Leben zurückrufen. Halte den Mund des Kranken fest mit deiner Hand zu und in etwas über vier Stunden wird die Athmung wieder hergestellt sein. Oder nimm gleiche Theile fein pulverisirter Seifenbohnen und Leberblümchen

(Hepatica triloba) und blase etwas — ungefähr soviel wie eine Bohne — in die Nase des Kranken.

In allen Fällen, wo Männer oder Frauen sich erhängt haben, können sie wieder in's Leben gebracht werden, selbst wenn der Körper schon steif geworden ist. Der Körper darf nicht abgeschnitten werden, sondern Du mußt ihn stützen, den Strick vorsichtig lösen und ihn dann mit dem Rücken auf die flache Erde legen, den Kopf etwas erhöht. Nun beuge Arme und Beine des Kranken sanft und lasse jemand hinter ihm sitzen und sein Haar fest anziehen. Strecke die Arme, mache den Eingang zur Luftröhre frei und lasse zwei Personen unaufhörlich durch ein Bambus- oder Schilfrohr in die Ohren blasen und gleichzeitig die Brust mit der Hand reiben. Nimm das Blut von dem Kamme eines lebendigen Huhnes und träufle es in die Nase — bei einer Frau in das linke, einem Manne in das rechte Nasenloch; Du kannst auch für den Mann einen Hahnenkamm, für die Frau einen Hühnerkamm benutzen. Die Wiederbelebung wird sofort eintreten. War die Athmung lange Zeit aufgehoben, so muß viel geblasen und gerieben werden; glaube nicht, daß weil der Körper kalt, auch nothwendig alles vorüber ist.

Wenn ein Mensch auch eine ganze Nacht im

Wasser gelegen hat, so kannst Du ihn doch noch zum Leben zurückbringen. Nimm einen Klumpen von einer Lehmwand, zerstoße ihn zu Staub, lege den Patienten mit dem Rücken darauf und bedecke ihn auch mit Ausnahme des Mundes und der Augen damit, der Staub wird das Wasser aufsaugen und das Leben wiederkehren. Diese Methode ist sehr sicher, selbst wenn der Körper bereits steif geworden sein sollte.

Bei einer Verletzung durch Ausschlag nimm eine große Auster und thue sie, den Mund nach oben in ein Becken, von jedermann entfernt. Warte bis die Schale sich öffnet, nimm dann etwas geriebenen Borneokampher, mische ihn mit einer gleichen Menge einheimischer Muskatnüsse zu einem Pulver und schütte etwas davon mit einem Löffel in die Schale. Die Auster wird dann ihre Schale schließen und ihr Fleisch zu einer Flüssigkeit zerschmelzen. Zu dieser füge etwas mehr von jenen Ingredienzien hinzu und streiche mit einer Hühnerfeder über die Theile um die Wunde, nähere Dich dieser dabei immer mehr, bis Du schließlich in sie hineinkommst; dann wird der Schmerz allmälig nachlassen. Eine kleine Auster läßt sich auch verwenden, wenn eine große nicht zu haben ist. Dies ist eins der vorzüglichsten Mittel.

Ist ein Mensch im Winter in's Wasser gefallen und durch die Wirkung der Kälte bewußtlos geworden, so kann er doch wieder in's Leben zurückgerufen werden, wenn nur noch die leiseste Spur von Wärme in der Brust ist. Sollte der Verunglückte die geringste Neigung zu lachen zeigen, so verstopfe ihm sofort Mund und Nase, sonst wird er nicht wieder aufhören können und es wird unmöglich sein ihn zu retten. Unter keinen Umständen darf der Patient schnell an ein Feuer gebracht werden, denn dieser Anblick würde ihm zu unmäßigem Gelächter reizen, und die Möglichkeit zu leben wäre dadurch für ihn verloren.

Bei Nachtmaren und Alpdrücken darfst du nicht sofort Licht bringen, ebensowenig den Schläfer beim Näherkommen laut anrufen; beiße ihn vielmehr in den Hacken oder den großen Zehen und sprich leise seinen Namen aus. Speie ihm in's Gesicht und laß ihn Ingwerthee trinken, dann wird er zu sich kommen. Oder blase mit einem dünnen Rohre dem Kranken in die Ohren, reiße ihm vier Haare aus dem Kopfe, drehe sie zusammen und stoße sie ihm in die Nase; gieb ihm auch Salzwasser zu trinken. Ist der Tod durch das Sehen von Gespenstern erfolgt, so nimm das Innerste einer Zwiebelknolle und lege sie dem Kranken auf die

Nasenlöcher — einem Manne auf das linke, einer Frau auf das rechte. Suche an dem innern Rande der Oberlippe nach Bläschen in der Größe von indischem Korn und stich sie mit einer Nadel auf."

Das Werk schließt mit einem Gegengift gegen ein gefährliches Gift Ku, das ursprünglich von einem buddhistischen Priester erfunden und in vielen Fällen mit Erfolg angewandt wurde. Seine Ingredienzien, zu welchen zwei rothe Tausendfüße gehören, — ein lebendiger und ein gebratener — müssen in einem Mörser zerstampft werden und zwar am 5. des 5. Monats, am 9. des 9. Monats oder am 8. des 8. Monats und an einem Platze, wo weder Frauen, noch Hunde, noch Geflügel leben. Aus dem dadurch entstehenden Teige werden Pillen gemacht und diese, ohne sie zu kauen, nach einander verschluckt. Die Bereitung dieses tödtlichen Giftes wird im vorletzten Kapitel des dritten Abschnitts folgendermaßen beschrieben:

„Nimm eine Menge Insecten aller Arten und wirf sie in ein beliebiges Gefäß, bedecke dieses und sieh innerhalb eines Jahres nicht wieder danach. Die Insecten werden sich getödtet und gegenseitig aufgefressen haben, bis ein einziges übriggeblieben ist, und dieses eine ist Ku."

Im folgenden Kapitel werden wir belehrt, daß

Spinat mit Schildkröten gegessen, Gift ist; ebenso Schellfisch mit Wildpret. Der Tod wird häufig herbeigeführt, wenn man Teichwasser trinkt, das durch Schlangen vergiftet war, oder Wasser, welches zum Begießen von Blumen verwandt wurde, auch Thee, welcher eine Nacht lang unbedeckt gestanden hatte; ferner wenn man von einem Huhn ißt, welches einen Tausendfuß verschlungen hatte, und wenn man Kleider trägt, welche von Schweiß durchnäßt und in der Sonne getrocknet wurden. Zum Schluß: —

„Man erzählt von einem Manne, der seinem Opfer Hände und Füße band, in seinen Mund eine Schlange zwängte und dieser den Schwanz verbrannte. Die Schlange glitt durch die Kehle in den Magen des Mannes, und als die Todtenschau über den Körper abgehalten wurde, war keine Spur von Wunden zu entdecken, denen man den Tod hätte beimessen können. Ein solches Verbrechen läßt sich jedoch durch Untersuchung der Knochen constatiren, welche durch die Vertheilung des Blutes vom Kopfe abwärts ganz hellroth gefärbt sind; je mehr man von den Knochen abschabt, desto heller wird ihre Farbe."

Es ist schwer, über ein Buch, wie die „Instructionen für Leichenschauer" satiram non scribere. Gleichwohl

gehört es zu den am meisten gelesenen und am höchsten geschätzten Werken Chinas und ein chinesischer Gelehrter hält es gern einem Fremden entgegen, als eine der vielen Fundgruben wunderthätiger Wissenschaft, das allen aus dem Westen kommenden ebenbürtig an die Seite gestellt werden müßte, wenn die Fremden sich nur die Mühe geben wollten es zu prüfen. Um meine Neugierde zu befriedigen, kaufte ich mir das Buch und übersetzte es von Anfang bis zu Ende; doch denke ich, daß meine Leser aus den obigen kurzen Citaten sich über seinen wissenschaftlichen Werth ein Urtheil bilden können und mit mir übereinstimmen werden, daß es kaum der Mühe sich lohnen dürfte, des Vergnügens oder des Nutzens der Lectüre der „Instructionen für Leichenschauer" wegen chinesisch zu lernen.

# Christenthum.

Der außerordentliche Haß und die Verachtung der chinesischen Nation gegen Missionäre jedes Bekenntnisses, welche sich in ihrem Lande niederlassen, legt die Frage nahe, ob das Christenthum China zum Heil gereichen würde, vorausgesetzt, daß es überhaupt jemals Wurzel fassen sollte. Daß es einst Aussicht hatte unter der Form des römischen Katholicismus die Religion des Reichs zu werden, und daß diese Aussicht durch Bigotterie und Intoleranz verscherzt wurde, ist zu allgemein bekannt, als daß ich es hier zu wiederholen brauchte; daß aber eine derartige günstige Gelegenheit je wiederkommen würde, ist durchaus unwahrscheinlich, wenn auch nicht unmöglich. Gerade jetzt sind die Missionsberichte in China nichts weniger als glänzend, trotz der honigsüßen „Berichte" und der Statistik der jährlich Getauften. Ein achtbarer Chinese wird sagen, daß nur Diebe und

schlechte Menschen, die nichts zu verlieren haben, sich taufen lassen, um für vier bis zehn Dollars monatlich in der Familie eines begeisterten Missionärs „lange Nächte von Trägheit und" Wohlleben zu genießen. Die Gebildeten werden die Missionäre in ihren Häusern nicht dulden, wie manche zu ihrem Schaden erfahren haben, und man kann und darf nicht verheimlichen, daß die Fremden in China um eine Sache, für welche die meisten durchaus keine Sympathie fühlen, manche Unbequemlichkeiten erdulden und große Gefahren laufen. Es würde jedoch gehässig sein, wollte ich allein bei den Eingebornen verweilen, welche sich taufen lassen und Dogmen annehmen, die sie offenbar nicht verstehen oder bei der geistigen und gesellschaftlichen Stufe einer Anzahl jener Herren, die zu ihrer Bekehrung ausgeschickt sind. Ich will mich deshalb darauf beschränken zu untersuchen, welche praktischen Wohlthaten das Christenthum den Chinesen bringen würde, und ich kann das thun, da ich nicht zu denen gehöre, die alle für verdammt halten, außer der Secte der besondern Kirche zu der sie gehören, sondern vielmehr der Ansicht bin, daß die Chinesen, gleichviel ob sie nun Christen werden oder nicht, zu all' dem Glück gelangen können, das dem Tugendhaften beschieden sein mag.

Während eines achtjährigen Aufenthalts in China

habe ich nie einen Betrunkenen in den Straßen gefunden; Opiumraucher in allen Stadien des Rausches habe ich gesehen, aber keine Schlägereien unter Betrunkenen, keine grün und blau oder blutrünstig geschlagene Frau. Würde das Christenthum die Chinesen zu der Höhe europäischer Nüchternheit erheben? Würde es sie dazu bringen auf das Opium zu verzichten, nur um es durch den Schnaps zu ersetzen? Würde es sie in ihrer Lebensweise frugaler und ökonomischer machen, sie, die sich mit ihrer Schale Reis und Kohl, einem Trunk Thee und einigen Zügen des denkbar leichtesten Tabaks begnügen? Würde es sie fleißiger machen als z. B. die Holzschnitzer von Ningpo, welche täglich von Sonnenaufgang bis zur Dunkelheit arbeiten und sich nur eine oder zwei kurze Eßpausen gönnen? Würde es sie zu bessern Kindern machen? sie, die mit Recht wegen ihrer unabläßigen Sorge um ihre alten und schwachen Eltern so berühmt sind. Würde es sie brüderlicher machen? — wo jede Familie einen kleinen Staat für sich bildet, jeder einzelne sich für das allgemeine Beste abquält und Nahrung und Unterkommen findet, wenn er arbeitsunfähig oder durch Krankheit schwach geworden ist? Würde es ihnen mehr Achtung vor dem Gesetz einflößen? Ich appellire an jeden, der in China gelebt und mit dem Volke ver-

kehrt hat. Würde es sie ehrlicher machen? — wenn viele Europäer behaupten, sie schlössen lieber mit Chinesen Geschäfte ab als mit Kaufleuten gewisser christlicher Völker, die ich nicht nennen mag? Müssen wir nicht fürchten, den Samen zukünftiger blutiger Kriege in einen Boden zu senken, der jetzt von Kriegen verschont ist? Sie Gerechtigkeit in der Handhabung der Gesetze zu lehren, wäre allerdings eine ruhmwürdige Aufgabe, aber auch diese würde ihre Schattenseiten haben. Das Prozessiren nähme kein Ende, eine habgierige Menschenklasse würde aufwuchern, wo Advokaten vollständig unbekannt sind; neben ungeheurem Reichthum könnte die entsetzlichste Armuth entstehen, während vollständiges Elend jetzt auffallend selten ist, und niemand Hungers zu sterben braucht, — und so würde sich ein schönes Feld für die Ausübung jener christlichen Mildthätigkeit öffnen, welche durch die Demoralisirung der ärmern Classen so geschickt ihr eigenes Ziel verfehlt. Ich würde mich freuen, wenn die Chinesen gegen die Thiere weniger grausam sein wollten, wenn sie sich davon abbringen ließen, Enten, Gänse und Schweine mit den Beinen an eine Stange zu binden und so zu tragen; wenn sie ihre hungrigen Hunde fütterten und ihre abgearbeiteten Lastthiere schonten. Aber Taubenschießen ist unbekannt, Knebeltrensen sind

noch nicht in China eingeführt, und ich habe auch noch nicht gehört, daß ein armer heidnischer Chinese ein Schaf lebendig abgehäutet hat.

Schließlich darf man nicht vergessen, daß in China schon vier große Religionen bestehen. Der Confucianismus ist, genau genommen, keine Religion, sondern ein System von Selbstverehrung mit Rücksicht auf die geeignete Herrschaft, erstens der eigenen Familie und zweitens des Staats. Er lehrt die Menschen gut zu sein, und die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben ohne Furcht vor Strafe und ohne Hoffnung auf Belohnung. Steht er hierin unter dem Christenthum?

Buddhismus, Taoismus und Mohammedanismus theilen sich in die Ungebildeten und tragen dazu bei, den Trieb des Naturmenschen, nach etwas Uebernatürlichem zu befriedigen, an das er glaubt und auf das er vertraut. Die Literaten sind reine Materialisten; sie lachen über die Absurditäten des Buddhismus, obgleich sie sich manchmal herablassen, an seinen religiösen Gebräuchen theilzunehmen. Sie protestiren energisch gegen die Einführung einer neuen Religion und widersetzen sich ihr mit Erfolg durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel. Sie behaupten mit Recht, daß Confucius bewundernswürdige und mit ihren Gewohnheiten im Ein-

klang stehende Lebensregeln gegeben habe, und daß jeder, welcher diesem Ideal nahe kommt, wohl einen Vergleich mit einem Anhänger anderer religiöser Bekenntnisse aushalten könne.

Um dem Leser eine schwache Vorstellung von dem Widerwillen der Eingebornen gegen die Einführung des Christenthums in China zu geben, will ich eine glühende Schmähschrift hier folgen lassen, welche im Jahre 1874 auf einem Platze namens Lung-p'ing in der Nähe des großen Theemarktes von Hankau angeklebt war. Das Original war in Versen und jedenfalls von einem sehr gebildeten Mann verfaßt.

Fremde Lehren müssen rasch ausgerottet werden:
Die heilige Lehre des Confucius hat jetzt die Uebermacht.
Es giebt nur eine allerheiligste Religion:
Es kann nur eine Mitte geben.
Durch ihre große Tugend leiteten Yao und Schun den Weg.
Noch sind Confucius' Lehren nicht vergessen.
Doch Wunderthun im Geheimen ist lange in der Mode gewesen.
Seid ernst in der Ausübung der gewöhnlichen Tugenden:
Kindesliebe, brüderliche Liebe, Loyalität und Bedachtsamkeit ausbreiten, heißt, sich selbst gutes thun.
Seid vorsichtig in eurer Rede,
Und Wunder, große Thaten, Aufstand und Geister werden aus der Unterhaltung verschwinden.
Ich bitte Euch, hört nicht auf unbegründete Worte.
Denn wer wird wagen, das Alter mit einschmeichelnden Reden zu täuschen?

Unsere Religion ist für alle, welche sie suchen wollen,
Aber wir bauen keine Kapellen, um die Thoren zu betrügen.
Unsere wahre Religion hat bis heute unverändert gedauert,
Und ihre wahren Principien umfassen sowohl die der Nation der Mitte, als die der westlichen Völker.
Groß ist der Vortheil für uns!
Groß der gute Einfluß auf diese Generation!
Von allen Religionen die allein wahre —,
Welche falsche Lehre kann sich mit ihr vergleichen?
Die Stille und Reinheit des Buddhismus
Die Unverständlichkeit und hohle Spötterei des Taoismus, —
Diese sind nur Seitenthüren, verglichen mit unserer,
Passend zum Verlassen, nicht zum Eintritt.
Diese sind nur Nebenpfade, verglichen mit unserer,
Passend versperrt zu werden, nicht zum Gebrauch.
Was ist es nun mit diesem Glauben, Fremder, als buddhistischer oder taoistischer Glaube?
Mit seiner geheimnißvollen Vermischung der Geschlechter, unaussprechlich!
Schädlicher als alle Dogmen der beiden anderen,
Verbreitet er überall hin das unergründliche Gift seiner Mysterien.
Hierin müßt ihr sorgfältig unterscheiden
Nie ihn gläubig und mit Verehrung annehmen.

Diejenigen, welche jetzt Christ umarmen,
Heißen ihn Herrn des Himmels und der Erde,
Verehren ihn mit Gebet,
Täuschen und reizen den Thoren,
Schänden die heilige Lehre des Confucius.
Ich lache über euren Helden am Kreuze,
Der, obwohl sein Leben opfernd, seine volle Tugend nicht bewahrte.
Die Missionen bauen Kapellen,
Aber die Liebe zu guten Werken ist ihnen nicht natürlich.

Ihre Art auf die Naturen der Frauen einzuwirken
Ist nur ein Kunstgriff zu weitern, niedrigen Zwecken.
Sie fügen Knaben durch Zauberkünste Unrecht zu
Und begehen viele schreckliche Verbrechen.
Sie behaupten ihre Religion sei die allein wahre:
Und ihre Reden sind voller Zweideutigkeiten.
Sie sagen ihr Buch sei das heilige Buch:
Und das Alte und Neue Testament sind gleich den Gesängen von Wei und Tschêng*)
Die Leute, welche allmälig irre geleitet sind,
Ich bemitleide ihre Unwissenheit;
Die Gelehrten, welche sich haben so täuschen lassen,
Ich bin empört über ihren Mangel an Ueberlegung!
Denn diese Menschen gehören nicht zu uns,
Wir gleichen dem Pferde und der Kuh.**)
Wenn ihr euch ihnen anschließt,
Wer soll diese Krokodile und Schlangen vertreiben?
Das ist ein geheimer Kummer des Staats,
Ein offenbares Unrecht an dem Volk.
Fürwahr es ist der Dorn im Auge der Zeit —
Und ihr seht gleichgültig zu!
Nachdenkend über den gegenwärtigen Zustand der Menschen Herzen,
Wünsche ich sie auf den rechten Weg zu leiten.
Ach! die Wege der Teufel sind voller Arglist,
Aber des Menschen Herz ist von Natur rein,
Wie können denn Menschen freiwillig mit dem Teufel gehen?
Ihr, wie Bäume und Pflanzen, ohne Verständniß,
Laßt die Barbaren das blumige Land in Verwirrung stürzen.
Sind keine heiligen und weisen Männer erschienen?

*) Obscön.

**) Die Chinesen meinen, das Pferd ginge lieber gegen, die Kuh mit dem Winde.

Unter der Tschau-Dynastie, als die Barbaren auf der Höhe ihrer Anmaßung standen,
Lag die Hand Confucius' und Mencius' auf ihnen!
Unter den T'ang, als der Buddhismus die Zeit vergiftete,
Vernichteten sie Han und Hsi.
Jetzt treiben diese Teufel böses
Und beunruhigen die Dörfer und Marktplätze, wo sie leben.
Fürwahr, viele Helden müssen noch kommen
Um sie zu zermalmen mit der Feder Confucius'.
Darum kehrt um und überlegt,
Daß wenn nicht meine Classe,*)
Niemand die wahre Religion aufrecht erhalten würde.
Ich sage euch,
Und ihr solltet mir eure Ohren leihen:
Glaubt nicht an den Unsinn der Erlösung,
Glaubt nicht an den Zauberspuk der Auferstehung,
Macht euch auf, den wahren Weg selbst zu finden
Und lernt unterscheiden zwischen Mensch und Teufel.
Wandelt nicht mit trägem Schritt den unbekannten Pfad,
Beugt nicht eure Knie vor dem lasterhaften und schlechten.
Wartet nicht auf den Himmel, daß er sie vertilge
Um zu finden, daß die Erde einen Tag zu ihrer Vernichtung hat.
Den gestaltlosen, stummen Teufel —
Warum ihn verehren?
Sein übernatürlicher, zusammenhängungsloser Unsinn
Sollte wahrlich verworfen werden.
Ihr, die ihr nicht so denkt,
Wenn die Teufel in euren Häusern sind
So werden sie eure Heimat begehren
Und werden nehmen die Finger und Arme eurer Starken
Und daraus Krallen und Zähne für Teufel machen.
Sie verwirren die Leute zuerst durch Schmeichelreden

*) Die Literaten.

Von denen nichts verständlich ist.
Dann zerstören sie eure Vernunft
Und lassen euch wandern weit von der Wahrheit.
Ihr verwerft die Verehrung der Vorfahren um selbst keine zu genießen;
Eure Weiber und Kinder werden entehrt,
Und auf euch zeigt man mit den Fingern.
So verletzt ihr sorglos ewige Gesetze
Nehmt Verrath an und sammelt Verderben
Zu eurer endlosen Schande,
Zu eurem ewigen Unglück.
Endlich, wenn im Leben eure Häupter auch dem Beile entrinnen
Wird euch doch erwarten die schmähliche Beschimpfung des Grabtuches.*)
Nach den Verbrechen eures Lebens zu urtheilen
Werden eure Körper Skorpionen und Schlangen vorgeworfen werden.
Die Teufel führen diese Lehre ein,
Welche wächst wie die Pflanzen aus dem Samen:
Einer muß erstehen sie zu bestrafen
Und ihre Religion mit Stumpf und Stiel ausrotten.
Beeilt euch alle zu bereuen
Und wandelt auf dem Wege des Rechts;
Wir bemitleiden euch wahrlich.
Eine warnende Verkündigung falsche Lehren zu verwerfen!

*) Die Missionäre sollen die eichname der Bekehrten in der Zeit zwischen Tod und Begräbniß verborgen halten, damit das Fehlen der Augen des Todten unbemerkt bleibt.

# Schluß.

„Jedenfalls ist es hinlänglich klar, daß durch die Auswahl der Beweise die eine Gesellschaft verhältnißmäßig geschwärzt und die andere verhältnißmäßig weißgewaschen werden kann.“ *) Ich hoffe, daß man eine solche Auswahl auf den vorhergehenden Seiten nicht gefunden hat. Der Aerger über die Verleumder Chinas und seiner Moral**) mag allerdings bewirkt haben, daß mein Urtheil hin und wieder etwas zu günstig ausgefallen ist; aber ich habe die Gefahr dieser Neigung wohl gefühlt und mich bemüht gegen sie auf der Hut zu sein. Ich

*) Spencer's Sociology.

**) „Das Elend und die Schrecken, (?) welche jetzt das chinesische Reich zerstören, (?) sind die directen und organischen Resultate der moralischen Verkommenheit seiner Bewohner.“ Froude's Short Studies on Great Subjects.

will China durchaus nicht auf Kosten der europäischen Civilisation erheben, aber ich kann auch meine Augen vor der Thatsache nicht verschließen, daß seine Laster übertrieben und seine Tugenden übersehen sind. Nur Bigotterie oder Unwissenheit können mit prahlerischen Behauptungen die Immoralität einer Nation verdammen, deren viele Millionen von einem Laster wie das der Trunksucht vollständig frei sind; in deren Städten man — was wir mit allen unseren gesetzgeberischen und executiven Geschick nicht erreichen können — die Straßen nach neun oder zehn Uhr abends ruhig und verlassen findet. Man nehme hinzu, Fleiß, Frugalität, Patriotismus*) und eine unbegrenzte Achtung vor der Majestät der Pflicht und man wird anerkennen müssen, daß China nach allem „eine reich beanlagte und in mancher Hinsicht selbst weise Nation" ist.**)

*) „Jeder patriotische Chinese — und es giebt deren Millionen". Dr. Legge an den London and China Telegraph 5. Juli 1875.

**) Mill's Essay on Liberty.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 027324422